da knallten Flintenschüsse aus dem Gebüsche, und der Führer sank vom Pferde, die Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt.

Der feige Feind war in des Waldes Dickicht entflohen, und matt bat Ferdinand seine Gefährten, ihn zu seinen Eltern zu bringen. Ohnmacht bemächtigte sich seiner, und so gelangten sie vor die Wohnung des Amtmanns. Der Greis vergaß seiner vielen Jahre, und flüchtig sprang er, den ersehnten Gästen die Thüre zu öffnen. Aber nun erfolgte eine Scene, die auch ein Wieland nicht mit Worten zu mahlen vermöchte.

Ferdinand starb nach wenigen Tagen. Seine Verheißung war in Erfüllung gegangen — zertrümmert waren die Bande der Knechtschaft — er hatte seine Lieben wiedergesehen.

Seine Mutter folgte ihm bald in die Wohnungen der Seeligen. Oft besuchte der alte Amtmann die theuern Gräber der Heimgegangenen und flehte still zu Gott:

Vater; führe mich zur Ruh'
Ich bin alt und lebensmüde;
Schließe froh die Augen zu —
Führe mich zu meinen Lieben!

Und Gott erhörte sein stilles Gebet — bald ruhte seine irdische Hülle in der Erde, welche auch die seiner Geliebten barg, und sein Geist eilte nach den seeligen Gefilden des Lichtes hin zum freudigen, ewigen Wiedersehn.

Wilhelmine wallet noch in dem düstern Thale des Todes; doch ihr tief verwundetes Herz ist nach jener Welt gerichtet, der sie mit Sehnsucht entgegensieht.

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsnacht am Fenster, und schaute mit dem Blick einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille, reine weiße Erde, worauf jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm: er war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend bedeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, und eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen, und finsterer schwüler Dämpfe.

Ach die Schlangen hingen an seiner Brust, und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nur, wo er war!

Sinnlos und mit unaussprechlichem Gram rief er zum Himmel hinauf: Gib mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen, und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Fallen schimmern und auf der Erde zerrinnen: „Das bin ich," sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine, im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an. Mitten in dem Kampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendsfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: „O, ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte! — Ach, ich könnte glücklich seyn, ihr theuren Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte!

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge; — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme nur wieder, Jugend, komme wieder!"

— — Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn der Tugend zurückbegeben konnte, die in's reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, Jüngling, wenn Du auf seinem Irrwege stehest! Dieser schreckende Traum wird künftig Dein Richter werden; aber wenn Du einst jammervoll rufen würdest: Komme wieder, schöne Jugend, — so würde sie nicht wieder kommen! —

Welt, keine falsche Erbbegierde drückt die blutigen Sporne in sein unzufriedenes Herz, nicht Kummer und tiefbeugende Nahrungssorgen umwölken die stets heitere Stirne — den Himmel schaut offen das freudeglänzende Auge. So war's in dem trauten Kreise von unsers Ferdinands Freunden in dem preußischen Lager.

Doch Ferdinand wurde täglich stiller — eine sanfte Schwermuth verbreitete sich über sein blühendes Antlitz. Er floh die lauten Versammlungen seiner Freunde und irrte, mit sich selbst beschäftigt, in Schlesiens romantischen Thälern oft bis in die tiefe Nacht herum. Einst als er sich eben von seinen Waffenbrüdern wegschleichen wollte, die frohen Muthes die Welt im Rosenlichte sahen und der baldigen Freiheit Deutschlands jubelten, bemerkte dies sein vertrautester Freund Otto M. und suchte ihn zurückzuhalten. „Laß mich, sagte Ferdinand mit Thränen in den Augen und sich zu den Uebrigen wendend, sprach er mit zum Himmel erhobenem, verklärtem Angesichte folgende Verse des biedern Seume:

Reicht mir herzlich Eure Hände, Freunde,
Tröstet Euch und bleibet fromm und gut,
Eure Namen sind dort eingeschrieben,
Lebt, daß sie im Buch des Lebens steh'n.
Weinet nicht um mich, ihr meine Lieben,
Gute Nacht, bis wir uns wiederseh'n!"

Heftig riß er sich los und stürzte hinaus ins Freie. Otto zärtlich um ihn besorgt und seine Worte auf das Schlimmste deutend, folgte ihm schnell. Als sie auf Ferdinands Zimmer angekommen waren, wandte er sich an diesen mit den sanften Worten: „Freund! was fehlt Dir? Kann ich Dir helfen — o fordre die Hälfte meines Lebens, freudig gebe ich sie für Dich hin? Bist Du die Mühseligkeiten des Krieges überdrüssig und sehnest Dich nach Deinen Eltern und der trauten Geliebten, oder . . . . . ." „Ach! stille, Otto," seufzte Ferdinand. „Umsonst suchst Du den Grund meines Kummers, den Störer meiner höchsten Freuden zu errathen. Doch — Deine Liebe, Dein stetes Vertrauen zu mir läßt es nicht zu, Dir die Ursache meines bisherigen Kummers zu verschweigen. Dunkle Ahnungen, Träume, Visionen — o lache nicht — sind die Ursache meiner Schwermuth, der drückendsten Seelenleiden. (In dem Tone der größten Wehmuth.) Ich werde — sterben, ohne die jugendliche Freiheit meines Vaterlandes zu sehen!" Otto gab sich alle Mühe, ihm das Ungereimte und Lächerliche dieser Sache zu beweisen, und ziemlich beruhigt trennte sich Ferdinand in später Nacht von seinem Freunde.

Der Waffenstillstand ging zu Ende — noch hatte nicht genug Menschenblut die Erde gedüngt, und gegen Himmel geraucht — Rache, Verderben schreiend über das hochmüthige Haupt des Länderverwüsters und des Würgers von Millionen. Schlachten folgen wieder, laut dräut der Verderben verbreitende Donner des Geschützes, Bajonette und Schwerter klirren, Fluchen und Jammergeschrei von Verwundeten erfüllen die Luft, und Sterbende hauchen ihre Seele aus.

Ferdinand lebte in rastloser Thätigkeit von Neuem auf — Freude erfüllte seine Brust ob der Welschen Rückzug. Er zeichnete sich aus durch Thaten voll Muth und Einsicht — und wurde der Führer einer wackern Reiterschaar. Endlich fing er selbst an, das, was ihm so oft lebhaft vorgeschwebt hatte, für ein Gebilde einer all zu lebhaften oder kranken Phantasie zu halten.

So nahte sich die denkwürdige Völkerschlacht in Leipzig's Gefilden. — Sie begann, u. der Tag neigte sich — aber noch fest standen die verblendeten Schaaren der Feinde. Die Nacht hüllte das Schlachtfeld in ihr dunkles Gewand, um der blutdürstigen Menschen Gräuel den Augen des Himmels zu verbergen. Da lag Ferdinand auf einer Anhöhe, starrte hin über das Blutfeld, und die wechselnden Schicksale der irdischen Reiche gingen vorüber seinem geistigen Auge. Wehmuth bemächtigte sich seiner Seele, Thränen füllten sein großes blaues Auge und rollten herab auf die wiederblühenden Wangen. Müdigkeit schloß endlich seine Augen, und ein sanfter Schlummer senkte seine wohlthätigen Fittige auf ihn herab. Doch die schwankenden Gebilde der Nacht, die ihn früher so oft beunruhigt und seinem Gemüthe den Frieden geraubt hatten, sie kehrten jetzt wieder. Er sah im Traume sich von seiner wackern Reiterschaar umringt. — Blut floß aus seiner Brust. Die Gegend, in der er sich befand, schien ihm so heimathlich. Er glaubte sie öfters gesehen zu haben; aber aller Anstrengungen ungeachtet, wollte sie ihm die Erinnerung nicht vorführen. Darauf sah er sich in einem Bette — mit gefalteten Händen stand sein alter Vater vor ihm — er hörte das Schluchzen seiner Mutter — hörte das Flehen Wilhelminen's und — erwachte.

Mörderischer Schlachtendonner und das Geschrei der Krieger verkündete den Anbruch des blutigen Tages. Ferdinand empfahl sich und die lieben Seinigen der allwaltenden Liebe des Vaters da droben und stürzte sich muthvoll in das Getümmel der Schlacht — fest überzeugt, hier den Vorhang seines Lebens fallen zu sehen.

Die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Siegreich war der Kampf gekämpfet, und in schrecklicher Verwirrung floh dem Rheine zu das bestürzte Heer der Feinde. Ferdinand war immer in den Reihen der Ersten, welche den flüchtigen Feind verfolgten. Immer mehr nahte er sich der trauten Heimath — noch wenige Stunden, und er hing an seiner guten Eltern Halse — ruhte an dem wonnigen Busen seiner Wilhelmine.

Es wurde Abend, und unermüdet stürmte Ferdinand fort mit seinen treuen Gefährten. Der Weg führte durch ein anmuthiges, waldbegränztes Thal; aber düster und schaurig blickten die wohlbekannten Bäume zu unserm Ferdinand herab. „Gott! das ist die Gegend, die ich — —"

da knallten Flintenschüsse aus dem Gebüsche, und der Führer sank vom Pferde, die Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt.

Der feige Feind war in des Waldes Dickicht entflohen, und matt bat Ferdinand seine Gefährten, ihn zu seinen Eltern zu bringen. Ohnmacht bemächtigte sich seiner, und so gelangten sie vor die Wohnung des Amtmanns. Der Greis vergaß seiner vielen Jahre, und flüchtig sprang er, den ersehnten Gästen die Thüre zu öffnen. Aber nun erfolgte eine Scene, die auch ein Wieland nicht mit Worten zu mahlen vermöchte.

Ferdinand starb nach wenigen Tagen. Seine Verheißung war in Erfüllung gegangen — zertrümmert waren die Bande der Knechtschaft — er hatte seine Lieben wiedergesehen.

Seine Mutter folgte ihm bald in die Wohnungen der Seeligen. Oft besuchte der alte Amtmann die theuern Gräber der Heimgegangenen und flehte still zu Gott:

Vater; führe mich zur Ruh'
Ich bin alt und lebensmüde;
Schließe froh die Augen zu —
Führe mich zu meinen Lieben!

Und Gott erhörte sein stilles Gebet — bald ruhte seine irdische Hülle in der Erde, welche auch die seiner Geliebten barg, und sein Geist eilte nach den seeligen Gefilden des Lichtes hin zum freudigen, ewigen Wiedersehn.

Wilhelmine wallet noch in dem düstern Thale des Todes; doch ihr tief verwundetes Herz ist nach jener Welt gerichtet, der sie mit Sehnsucht entgegensieht.

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsnacht am Fenster, und schaute mit dem Blick einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille, reine weiße Erde, worauf jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm: er war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend bedeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, und eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen, und finsterer schwüler Dämpfe.

Ach die Schlangen hingen an seiner Brust, und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nur, wo er war!

Sinnlos und mit unaussprechlichem Gram rief er zum Himmel hinauf: Gib mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen, und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Fallen schimmern und auf der Erde zerrinnen: „Das bin ich,“ sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine, im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an. Mitten in dem Kampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: „O, ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte! — Ach, ich könnte glücklich seyn, ihr theuren Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfullt hätte!

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge; — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme nur wieder, Jugend, komme wieder!“

— — Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn der Tugend zurückbegeben konnte, die in's reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, Jüngling, wenn Du auf seinem Irrwege stehest! Dieser schreckende Traum wird künftig Dein Richter werden; aber wenn Du einst jammervoll rufen würdest: Komme wieder, schöne Jugend, — so würde sie nicht wieder kommen! —

Hans von Sponheim.

(Eine Ballade.)

Schon lange wühlten Haß und Groll
In Werner's schwarzer Brust,
Die bang vom finstern Neide schwoll
Und wilder Schadenlust.
Er wünschte Tod auf Sponheim hin,
Der männiglich schon oft und kühn
Mit seinem breiten Ehrenschwerte
Den Bonzen Sitt' und Ruhe lehrte.

Der brach auf's Neu', entbrannt von Wuth,
Mit einem rüst'gen Hauf',
Zum Kampf um fremdes Land und Gut,
In seiner Hofburg auf.
Und sah mit manchem warmen Blick
Auf seinen reichen Troß zurück.
„Auf! Sponheim, heb' dich kampfgerüstet,
„Wenn's dich nach neuer Palm gelüstet!"

Und Hans zählt seine Mannen All'
Und gürtet sich zur Wehr;
Die stehen wie ein trotz'ger Wall
Um ihren Grafen her.
„Nun frisch, Gesellen! hau't euch Bahn
„Die Glatzen sollen wacker d'ran,
„Auf ihren feisten Wamp und Rücken
„Woll'n wir den Stahl verheerend zücken."

Und donnernd, wie ein zürnend Meer
Von Stürmen wild durchbraus't,
Geht's über Bischof Werner her,
Und Schwert und Kolbe saust.
Und Hans auf muth'gem Streiteroß
Zerspaltet kühn den Söldnertroß,
Und häufet um sich Leich' auf Leichen
Durch die gewicht'gen Riesenstreichen.

D'rauf greift er mit gewalt'ger Faust
Den feisten Bischof auf,
Sein braver Flamberg blitzt und saust
Im dichten Reiterhauf'.
Da stürzt durchbohrt sein edles Pferd,
Und über ihm flammt Schwert an Schwert;
Hans drückt den Bonzen an die Erde
Und steht, und schützt sich mit dem Schwerte.

Und dunkler wölbt sich über ihn
Ein dichter Lanzenwald,
Noch trotzt der Graf, und stehet kühn
Der drängenden Gewalt,
Da wühlt mit starkem Heldenarm
Sich Mort durch seiner Feinde Schwarm,
Und kämpft, und jauchzt dem Heern entgegen,
Und zahlt dem Feind' mit heißen Schlägen.

Der freie Werner facht den Muth
Der Schaaren wieder an,
Schon strömt der beiden Helden Blut,
Doch Mort hält freie Bahn.
Es wachset drohend die Gefahr,
Denn drängend reiht sich Schaar an Schaar,
Und neben Mort sinkt sein Gefährte,
Schon tief verwundet, an die Erde.

Die Brust von Liebe angeschwellt,
Und ungebeugtem Muth,
Schützt Mort den ritterlichen Held
Vor seines Todfeind's Wuth;
Der Bischof brüllt die Söldner an:
„Zum Grafen, Memmen, hau't euch Bahn!"
Doch Mort mit dem erprobten Arme
Verbreitet Tod im Feindesschwarme.

Und wie er langsam niedersinkt,
Getroffen tief und schwer,
Umfaßt er seinen Herrn, und ringt
Noch sterbend mit dem Heer.
Da tönt's ihm nah wie Freundeswort:
Schütz' deinen Grafen, braver Mort;
Und kühn stemmt er den Kolbenschlägen
Auf's Neu' die blut'ge Brust entgegen.

Und Sponheim's Fähnlein fiel mit Macht
Auf's Städtervolk daher,
Der Bischof floh schnell aus der Schlacht
Und kehrte niemals mehr.
Mort schlug sein brechend Auge auf
Und jubelte dem Siegerhauf:
„Gerettet ist der Graf, ihr Brüder!"
Und schloß die blut'gen Augenlieder.

Charade.

Das erste hat schon Mancher klug gesagt,
Wenn sich das Herz in wilder Sehnsucht trennte,
'S ist gut gemeint, nur wo die Liebe klagt,
Da möcht' ich's nicht, wenn ich's auch könnte.
Das zweite ist ein kleines, kleines Wort,
Doch haben wir von seiner Stärke Proben.
Es tauchte Welten tief in Kampf und Mord,
Den Liebenden hat es zum Gott erhoben.
Das dritte Wort, wem auf sein heißes Fleh'n
Des Schicksals Mund dieß zur Entscheidung sagte,
Dem wäre besser, hätt' er nie geseh'n,
Wie blüthenreich der Hoffnungsmorgen tagte.
Das Ganze ist der Treue stilles Pfand,
Wornach sich manches Jünglings Sehnsucht bückte,
O dreymal glücklich, wem der Liebe Hand
Zu schöner Deutung seine Blüthen pflückte!

Auflößung der Charade in Nro. 14: Polen.

Redigirt durch eine Gesellschaft Freunde der Literatur. Druck und Verlag von J. F. Rost in Zweibrücken.

Polyhymnia.



Nro. 2. **Sonntag den 13. Januar** **1833.**

Die Macht der Freundschaft.

Die Gräfin von R......., eine vier und zwanzigjährige Wittwe, lebte mit ihren zwei Kindern, einem Knaben und Mädchen, auf ihrem Gute in Franken, anspruchslos und glücklich. Sie hatte ihren Gemahl, der in Jahren weit über ihr stand, geliebt und gleichsam als ihren Vater geehrt. Ihre beiden Kinder waren ihr theuer, und sie beschloß, den Rest ihrer Tage ihnen ganz zu weihen. Kein eitler Wunsch, kein nichtiges Streben kam in ihre stille, reine Seele, und das einsame Landleben, in welchem sie ihre Tage ruhig und gleichförmig dahin fließen sah, war hinlänglich zu ihrem Glück. Ihr Gatte war ein sehr vernünftiger Mann, von den besten Grundsätzen gewesen, und sie baute fort auf jenem angefangenen Grunde, und da Karl und Hedwig täglich ihre Sorgfalt mehr in Anspruch nahmen, so ward der Unterricht und die Pflege dieser aufknospenden Blüthen ihre Lieblingsbeschäftigung.

Eines Tages saß die Gräfin in ihrer Lieblingslaube wie gewöhnlich mit einer Arbeit beschäftigt, ihre Kinder trieben sich munter auf dem Grasplatze herum, und kehrten oft freudig und jubelnd zu der theilnehmenden Mutter zurück, als nach einer langen Pause beide auf einmal mit großen Sprüngen wiederkehrten, und Karl eine Uhr an einer Kette hoch empor hob und sie in der Mutter Schooß fallen ließ.

„Was soll das?" fragte die Mutter, „Wo hast du die Uhr her?" „Mütterchen! du sollst sie mir kaufen!" antwortete der Kleine. „Von wem?"

„Von dem Manne da, er bittet Dich, er braucht Geld, bitte auch liebes Mütterchen! kauf mir die schöne Uhr!"

Die Gräfin blickte auf und vor ihr stand ein junger Mann von guter Bildung, hielt seinen Hut in den Händen und starrte sie mit zwei funkelnden schwarzen Augen an, wiewohl sein Anstand bescheiden und seine Miene bittend war.

Die Gräfin war überrascht, ohne zu wissen warum? sammelte sich aber geschwind und fragte:

„Gehört ihm die Uhr?"

„Ja, gnädige Gräfin! ich gab sie dem jungen Herrn, daß er Ew. Gnaden bewegen sollte, sie zu kaufen. Sie ist gut, ohne Fehler, ich verkaufe sie ungern und aus Noth."

„So kann dieses vielleicht helfen für den Augenblick (sie gab ihm einen Thaler). Die Uhr brauch' ich nicht!"

„Ich sage gehorsamsten Dank, aber da ich eigentlich als Bedienter einen Dienst suche, so muß ich dennoch die Uhr verkaufen, um mir schickliche Kleidung anzuschaffen. Denn keine Herrschaft wird mich in dieser Kleidung annehmen."

Die Gräfin schwieg einen Augenblick, die Kinder lehnten an ihren Knien und sahen bittend zu ihr herauf, wagten aber, an Gehorsam gewöhnt, kein Wort. Endlich sagte sie:

„Hat er Zeugnisse seines Wohlverhaltens in vorigen Diensten? Einen Paß?

„Nichts von allem dem, gnädige Gräfin; ich habe das Unglück gehabt gestern in meiner Nachtherberge, daß mir meine Brieftaschen und kleine Baarschaft nebst meinen wenigen Kleidungsstücken gestohlen wurden, nur diese Uhr die ich bei mir trug, ist alles, was mir geblieben ist."

„Kann er nicht wenigstens seine Herrschaft anführen, und neue Zeugnisse erhalten?

„Auch das nicht, ich bin weit von hier in Mähren zu Haus, heiße Wilhelm Busch, meine letzte Herrschaft war ein Offizier, und blieb in Italien. Wer's also mit mir versuchen wollte, müßte es bloß auf mein Wort und mein ehrlich Gesicht thun; zum Lügner wollte ich bei Gott nicht werden!"

„Dieser Vorsatz ist sehr löblich, allein er wird einsehen, daß gewiß Niemand bei so ungünstigen Umständen darauf trauen dürfte."

„Leider Ja, es wäre denn — Ew. Gnaden! Sie suchen einen Bedienten? — Versuchen Sie es mit mir!"

„Jetzt baten auch die Kinder, denen der junge Mann gefallen hatte.

„Bitte! Bitte!" riefen sie. „Behalte ihn anstatt des Johanns, den Du, weil er immer betrunken war, hinwegschicken mußtest."

Die Gräfin bedeutete die Kleinen, und sprach dann:

„Ich brauche zuverläßige Leute in meinem Dienst. Pünktlichkeit, Ehrlichkeit und Ordnungsliebe mit Sittlichkeit verbunden, verlange ich von ihnen. Auch lebe ich hier in einer einsamen Gegend, wo ich vielleicht mancher Gefahr ausgesetzt bin, die ich nicht kenne; meine Leute müssen daher erforderlichen Falls im Stande seyn, mich zu schützen, und nie muß mir ihre Treue zweifelhaft erscheinen."

„Ich bin ein gelernter Jäger, gnädige Gräfin. Könnte ich das Glück haben, in Ihre Dienste zu kommen, mein Leben würde ich für Sie und Ihre Kinder willig geben."

„Ein solches Opfer bedarf es nicht, indeß ehre ich den guten Willen. — Es sey! ich will ihn annehmen, da er meine Dienste zu wünschen und zu bedürfen scheint, und verlasse mich auf sein Wort, mir treu zu dienen. Gehe Karl, führe ihn in das Gesindezimmer, und schicke mir den Verwalter her, damit ich das Nähere bestimmen kann."

Wilhelm Busch, wie er sich nannte, dankte mit einer überaus lebhaften Freude, und folgte dem kleinen Karl, der hüpfend vor ihm herzog.

Von diesem Augenblicke zeigte der Jäger Wilhelm die größte Anhänglichkeit gegen die Gräfin und ihre Kinder, und erwarb sich bald durch seine Treue und gutes Betragen die volle Zufriedenheit seiner Herrschaft, so wie er durch sein anständiges, sittliches Betragen die Achtung seiner Hausgenossen gewann.

So war ein volles Jahr verflossen, als der Bruder der Gräfin mit seiner jungen Gemahlin, seine Schwester auf ihrem Gute zu besuchen, kam. Nach einigen Wochen mußte er wieder abreißen, und da seit einiger Zeit es in seiner Gegend unsicher zu werden anfing, so bat ihn die Gräfin, die um die Sicherheit ihres Bruders besorgt war, wenigstens noch den Jäger Wilhelm mitzunehmen.

„Er ist ein guter Schütze" sagte sie, „entschlossen, beherzt, und hat sich nie anders als treu bewiesen, ich werde ruhiger seyn, wenn er bei Dir ist."

Der Graf mußte einwilligen, und Wilhelm empfing den Befehl mit gebührendem Gehorsam. Die zärtliche Schwester band ihm des Bruders und der Schwägerin Schutz auf die Seele, und Wilhelm sagte: „Mein Leben für das Ihrige."

Die Reise ging Anfangs gut, als man aber am dritten Tage in einen großen Wald gelangte, ließ sich in den Gebüschen ein grelles Pfeifen hören, das den Grafen veranlaßte, sich und seine Begleiter in Vertheidigungsstand zu setzen.

„Seyn Sie, Herr Graf, unbesorgt," sagte Wilhelm, „ich weiß, wie man diesem Gesindel antworten muß." Und damit zog auch er eine kleine Pfeife hervor und erwiederte ebenso jene gellenden Töne.

„Was ist das?" fragte der Graf, nicht ohne Bestürzung.

„Es geschieht zu Ihrer Sicherheit," antwortete Wilhelm, gab seinem Pferde die Sporen und eilte seitwärts ins Gebüsch, indem er dem Grafen zurief: „bleiben Sie auf dieser Straße!"

Was sollte der Graf denken? er mußte, des sonderbaren Betragens wegen, den Jäger selbst für einen Spitzbuben halten, und doch blieb ihm nichts übrig, als den Weg zu verfolgen. —

Das verdächtige Pfeifen hatte nachgelassen, und nur das Rauschen der Bäume, vom Nachtwind bewegt, unterbrach die grausenhafte Stille; da nahm der Wald ein Ende, und Wilhelm erschien auch wieder neben dem Reisewagen.

„Nun haben Ew. Excellenz nichts mehr zu befürchten!" sagte er.

„Und auf welche Art ist es ihm denn gelungen, uns zu sichern?" fragte der Graf ziemlich ernst.

„Erlassen Sie mir, Herr Graf, die Antwort bis zu einer gelegneren Zeit," erwiederte Wilhelm.

Der Graf schwieg und kam ohne ferneres Abentheuer in der Residenz an. Schon hatte er den Vorfall im Walde vergessen, als er hier gleich am andern Tag nach seiner Ankunft auf eine unangenehme Weise wieder daran erinnert wurde. Er ging aus, Wilhelm hinter ihm; da kamen zwei Polizeidiener und suchten sich des Jägers zu bemächtigen, dieser aber entschlüpfte in eine Nebengasse und verschwand.

Der Graf erfuhr, daß man in seinem Begleiter den längst gesuchten Anführer der Räuberbande entdeckt hatte, die jene Gegend so unsicher machte. Ob nun gleich nicht zu läugnen war, daß Wilhelm sein Wort gehalten, und die Sicherheit des Grafen bewirkt hatte, so hielt es dennoch dieser aus Besorgniß für seine Schwester für Pflicht, ihr so eilig er konnte, Nachricht von diesem Vorfall zu geben, um so mehr, da Wilhelm aller Nachforschungen und Bemühungen ohngeachtet verschwunden blieb.

Das Entsetzen der Gräfin bei dieser so unerwarteten Neuigkeit war nicht gering; sie hatte längst des Jägers Rückkehr erwartet, war aber weit entfernt gewesen, auf einen solchen Verdacht zu fallen; es schien ihr jetzt noch unglaublich, was ihr Bruder schrieb, und nichts von allem war ihr einleuchtender, als daß Wilhelm ihn gerettet hatte.

Bei reiflicher Ueberlegung war sie indeß gezwungen, sich zu gestehen, daß der Jäger wenigstens sehr verdächtig geworden war, und daß sie ihn füglich nicht mehr im Dienst behalten könne. Sie erschrack vor der Möglichkeit, die zum Glück nicht wahrscheinlich war, daß er wieder zurückkehren könne, und sah sich gezwungen, alle Maßregeln der Klugheit vorzukehren, um ihn daran zu hindern. Zu diesem Ende mußte sie diese widrige Geschichte Preiß geben, und ihren Leuten streng verbieten, Wilhelm, der nichts mehr an sie zu fordern habe, jeden Einlaß zu verweigern,

und befehlen, gegen nächtliche Einbrüche auf der Huth zu seyn.

Einige Wochen vergingen, in denen nichts Bedenkliches vorfiel, aber auch der Gefürchtete nicht sichtbar ward, und er wäre bald vergessen gewesen, wenn sich nicht die Kinder noch oft des guten Wilhelms erinnert hätten. Da trat eines Morgens Wilhelm, wie er sonst zu thun gewohnt war, in das Zimmer der Gräfin ganz unbefangen, um ihre Befehle einzuholen. Blaß vor Schrecken, faßte sich die Gräfin indeß genug, um ihn zu fragen: „was er nach dem Vorgefallenen noch hier wollen könne?" und erschrack nicht wenig, ihn auf's Neue zu ihrem Dienst bereit zu sehen, als wisse er sich nicht Arges.

„Wilhelm," sagte sie gefaßt, „es ist unmöglich ihn in seine vorigen Verhältnisse im meinem Hause zurückzuführen. Was auch immer seine Absicht war bei mir einzudringen, so bin ich ihm Dank für die Rettung meines Bruders schuldig. Nehm' er die Börse und rette — ja bessere er sich. — Ich will ihn nicht verrathen, aber hat er mich als seine Gebieterin betrachtet, so befehl ich ihm mein Haus sogleich zu verlassen."

(Schluß folgt.)

Seligkeit des Wohlthuns.

Wohlthun wird ewig die höchste und reinste Freude eines liebenden Menschenherzens bleiben, und das selige Gefühl, in ein Mitherz der Erde auch nur einen Tropfen erquickenden Freudenweins gegossen zu haben, wiegt allen Stolz und Freudigkeit des kalten Selbstgenügens im eigenen Glücke tausendfach auf. Sei noch so überfüllt mit Genüssen der Eigenfreude; wenn sie, in dich selber zurückgedrängt, sich nicht mit andern theilen darf, wird sie in ihrem eignen Uebermaße ersticken. Aber schaut jenen ärmlichen Mann an, den ein Menschenfreund durch eine milde Gabe dem Rande der Verzweiflung entrückte, mitten in die grünsten Hoffnungsauen hinein. Seht, wie das so vielfach schon gepreßte und von der rauhen Erdenluft überall wund geätzte und aufgesprungene Herz nun plötzlich in all' seinen Wunden Himmelsbalsam rieseln fühlt, und wie die Seele des Mannes herausspringen möchte von verjüngter Lebenshoffnung und Gottvertrauen aus dem schwimmenden, halb erhobenen Auge! O das ist noch das Glück der Menschheit, daß ein einziger warmer Sonnenblick all' die rauhen Sturm- und Regentage, und eine einzige wonnige Minute alle die Schreckens-Ewigkeiten des Lebens wieder aufwiegen und ersetzen kann. Ach, Manche legen sich auch wohl ins Grab, denen gar wenig solcher Augenblicke beschieden waren, denen die einzige Wonneminute doch fast weggeschwemmt wurde von den Leidensthränen! Aber eine einzige Minute war gewiß jeder Mensch hier selig, und diese Minute nimmt er als Berechtigungsbrief und Einlaßmarke mit hinüber an die Thore der ewigen Hallen, hinter denen der ganze Erdenschmerz zerstirbt in Vergessenheit. Vielleicht war dies hier des armen Mannes einziger Augenblick, der ihn dereinst aus der langen Nacht in den Tag leiten soll. Horch, wie seine Lippen kaum hörbar hervorstoßen den einzigen Laut — Gott! — In diesem Augenblicke spricht Gott durch ihn nur sich selber aus, und wäre des Mannes Seele bis hierher vergänglich gewesen, von nun an muß sie ewig leben, denn er hat nun eine Einlaßmarke vorzuweisen an den ewigen Hallen. Da geht der Menschenfreund still und unbemerkt fort, sich des Geretteten Dank entziehend; aber in seinem Herzen ertönt gewiß der reinste Widerhall des erquickten Herzens, und er fühlet gewiß die Freude des armen Mannes tiefer, als je die eigene. Die Freuden des Wohlthuns sind ein flüchtiger Liebesblick, den ein Herz dem andern zuwirft, das ihm in den Wirbeln des Lebens begegnet, und mit Sturmwindseile vorüberstreift; es hilft ein Gefangener dem andern die Eisenfesseln tragen, weil sie ihm nicht völlig so schwer sind, wie dem Bruder; es will ein Widerhall dem andern antworten, und ein Widerschein den andern beleuchten, da doch beide nur Wiederhall und Wiederschein sind vom unbekannten Urton und Urlicht. Bedenkt das alle wohl, ihr Gesegneten, denen das Schicksal den Zauberstab in die Hand gab, durch dessen Berührung sich die Menschenherzen der Freude öffnen! Ist es nicht Himmelslust, wenn eine unsterbliche Seele sich über einen Groschen freuen kann?

Gemälde aus der Vergangenheit und Gegenwart.

Nach den drei ersten gräßlichen Stürmen bei Grochow, welche Tausende hinweggerafft hatte, ruhte eine Abtheilung polnischer Krieger eine Stunde von dem mörderischen Kampfe aus. Von dichtem Nebel, der wie eine graue Decke über das blut- und leichenreiche Schlachtfeld hingebreitet lag, begünstigt, hatte eine übermächtige Anzahl von Feinden, das ermüdete Heldenhäuflein umgangen, und beinahe ganz abgeschnitten. Da entdeckten sie, dicht neben sich einen, in Folge seiner Wunden zusammengesunkenen Polen, der bei ihrem Anblick seine letzte Kraft zusammenraffte, und sich aus seinem Blute krampfhaft erhob. Fünfzehn feindliche Bajonette wurden plötzlich auf seine Brust mit den Zeichen gerichtet: daß ein Laut den unvermeidlichen Tod zur Folge haben würde. Mit leuchtenden Blicken, umfaßte der Schwerverwundete, ein zweiter Winkelried, die tödtlichen Waffen, und mit dem Rufe: „auf Brüder, der Feind!" grub er dieselben tief in seine edle männliche Brust. Er sah noch die Polen herbeistürmen, vernahm ihren siegenden Schwertschlag, und unter dem süßen Rufe: „Vaterland, Vaterland!" schlief er sanft ein.

Aria und Pätus.

Auf dem Throne zu Gerichte
  Saß der römische Tyrann, *)
Flammenwuth im Angesichte,
  Zeigte, was er dacht' und sann.
In der Mitte der Cohorte
  Schleppte man die Opfer vor,
Die sich der Tyrann zum Morde,
  Zum Begnaden auserkohr.

Aus den furchtgebleichten Schaaren,
  Tritt ein Römer, stolz und kühn,
Zu dem Throne des Barbaren
  Männerfesten Schritt's dahin.
„Ha du bist's, der sich verschworen,
  „Gegen Fürst und Vaterland!"
„„Frei wie du, bin ich geboren,
  „„Lös' die Fesseln meiner Hand

„„Eh' ich dir erwidern werde,""
  Rief der Kühne. „„Ha! Tyrann,
„„Frei auf meiner Muttererde
  „„Steh' ich als ein freier Mann!""
Und der Kaiser winkt den Knechten
  Pätus Fesseln fallen schon.
„„Wohl, jetzt will ich mit dir rechten!""
  Tritt der Römer vor den Thron.

„„Ja, ich bin's, der es geschworen
  „„Bei der Götter Weihaltar:
„„Dieser Dolch sollt' dich durchbohren
  „„Für mein Vaterland — Barbar!
„„Roma's Freiheit wollt' ich retten,
  „„Mein entartetes Geschlecht
„„Feiler Fesselen entketten,
  „„Stürzen einen feigen Knecht.""

„„Ha, ich fürchte deine Blicken,
  „„Die vom blut'gen Throne her
„„Todverkündend auf mich zücken,
  „„Fürchte deine Wuth nicht mehr.
„„Zitt're du auf deinem Throne
  „„Vor geprüftem Römermuth,
„„An der fluchbedeckten Krone
  „„Klebet Patriotenblut.""

„Fort mit ihm!" rief der Cohorte
  Bleich der Kaiser auf dem Thron,
„Auf die Richtstätt'! fort zum Morde,
  „Dort erärndt' er seinen Lohn!"

Aber still, mit festem Schritte,
  Von dem bebenden Tyrann,
Durch die furchtgebleichte Mitte
  Tritt der ernste freie Mann.

Die gedrängten Reihen standen
  Von dem Thron zum Richtplatz hin,
Manche nasse Blicke wandten
  Sich zum Heldenjüngling hin.
Plötzlich drängt sich durch der Knechte
  Dichten Reih'n ein Weib hervor,
Einen Dolch schwingt ihre Rechte
  Ueber ihnen stolz empor.

„O, mein Weib!" rief mit Entzücken
  Pätus, flog in ihren Arm.
Thränen quollen aus den Blicken,
  Jedes Menschenherz ward warm.
„Geh' und bete zu den Göttern,
  „Bring' an ihrem Weihaltar
„Meinen Leitern, meinen Rettern
  „Für die Manen Opfer dar."

„„Freier Mann! mit mir zum Tode,
  „„Mit der freien Römerin!
„„O willkommen sich'rer Bote
  „„Du führ'st uns zum Orkus hin!""
Und den Stahl zum Herzen drückend,
  Bis das schöne Auge bricht,
Rief sie, auf zum Gatten blickend:
  „Pätus, nimm! es schmerzet nicht."

*) Calligula.

Charade.

Aller Orthographie zum Schrecken
  Wird jetzt der Räthsel verwegenstes laut,
Muthwillig will es den Leser necken,
  Daß die Kritik ihren Ohren nicht traut.

Die erste der Silben, mit Zaubergewalten
  Gürtet um Geister das magische Band;
Doch nur im Abglanz von fernen Gestalten
  Lebt sie allein in der Träume Land.

Heimlich im grünenden Laube zu blühen,
  Ist im Frühling der zweiten Loos,
Wenn die Schwalben des Spätjahres ziehen,
  Ringt sie hervor sich aus dunklem Schooß.

Aber mit heißem Liebesverlangen
  Schimmert des Ganzen göttlicher Sinn,
Glühend im Schaume der Meerfluth empfangen,
  Aller Könige Königin.

Auflößung der Charade in Nro. 1: Vergißmeinnicht.

Redigirt durch eine Gesellschaft Freunde der Literatur.

Druck und Verlag von J. F. Rost in Zweibrücken.

Polyhymnia.





Blätter zur Erheiterung und Belehrung.

Nro. 3. Sonntag den 20. Januar 1833.

Die Macht der Freundschaft.

(Schluß.)

Da lag Wilhelm zu ihren Füßen.

„Ich gehorche, edle vortreffliche Frau!" sprach er gerührt, „seyn Sie wegen allem Uebrigen unbesorgt, empfangen Sie mein Geständniß."

„Um Gottes Willen stehe er auf!" rief die Gräfin, „wenn einer meiner Leute käme und ihn so erblickte."

„Seyn Sie ausser Sorgen gnädige Frau, es kömmt Niemand." Er stand auf, legte die Geldbörse auf den Schreibtisch, trat dann in der ehrerbietigsten Stellung zurück, und sprach:

„Einst hatten mich Stand und Geburt berechtiget, meinem Leben ein glückliches Loos zuzuwenden. — Mit niedrigen Vorsätzen drängte ich mich in Ihre Dienste, aber Ihr Edelmuth, das Zutrauen, so Sie mir Unwürdigen gewährten, die Liebenswürdigkeit Ihrer Kinder, noch mehr als dieses Alles, Ihre Tugend, der Zauber ihres stillen freundlichen Waltens entkräfteten sie! In Ihrer Nähe war es mir unmöglich, ein Bösewicht zu bleiben! Ich hatte keinen Wunsch, als mein Leben in Ihrem Dienst zu beschließen! Ich fühlte mich dadurch entsündigt, aus mir selbst emporgehoben. Aber das Schicksal schleuderte mich in den Abgrund zurück, dem ich entfliehen wollte. Ihren Bruder zu retten, mußte ich zu Denen zurückkehren, von Denen ich loszukommen hoffte; meine Entdeckung spricht das Urtheil der Verbannung über mich aus — ich fliehe! — aber nicht ohne ein Wort Ihrer Verzeihung, edle Frau!"

„Ich verzeihe Ihnen!" sagte die Gräfin fast ohnmächtig, „Ich beschwöre Sie, sich zu entfernen! Ja ich bedaure Sie, und werde Gott anflehen um das Heil Ihrer Seele."

„Zu spät! — Zu spät!" jammerte Wilhelm, — „wenn schon durch die mir erwiesenen Wohlthaten gebessert!" — und verschwand.

Die Gräfin sank auf einen Stuhl zurück, sie glaubte ein böser Traum habe ihrer gespottet, aber dort lag neben der Börse auf dem Schreibtische ein kostbarer Brillantring. Entsetzen ergriff sie, sie warf das ohne Zweifel geraubte Gut in ein verborgenes Fach, und eilte mit Vorsicht Erkundigungen einzuziehen, ob Niemand Wilhelm gesehen, habe; zu ihrem größten Erstaunen fand sie, daß kein Mensch etwas wußte. Es konnte nicht anders seyn, er mußte sich den vorigen Abend ins Haus geschlichen, und die Nacht irgendwo in der Nähe zugebracht haben.

Tausend Vermuthungen und Gedanken bestürmten jetzt schon ihre Seele, und durchkreuzten sich in ihrem Kopfe; Wilhelm fieng an, trotz seinen Vergehen, ihr in einem mildern Lichte zu erscheinen; wie treu, wie edel, wie ehrfurchtsvoll hatte er sich stets gegen sie, und auch jetzt benommen, nein! er hatte ihr Vertrauen nicht verrathen, er hatte sie sogar zum Dank verpflichtet, denn stand nicht ihr Leben und ihr Vermögen in seiner Hand? Auch das Versprechen, ihren Bruder zu beschützen, hatte er gehalten, und selbst sein jetziges Benehmen bewies, daß er zartfühlend und großmüthig seyn konnte — daß er wahrhaft das Gute zu schätzen wußte. „Welch entsetzliches Geschick muß diesen von Natur so edlen Menschen so tief herabgewürdigt haben?" fragte sie sich selbst. — Wilhelm blieb aber spurlos verschwunden, und Jahre vergingen in der stillen zufriedenen Lebensweise, die sie gewählt hatte, ohne irgend ein widriges Schicksal.

Ihr Sohn Karl war bereits mitgezogen, als das Vaterland seine muthvollen Söhne zu seiner Vertheidigung aufrief, und Hedwig stand bereits in der vielversprechendsten Blüthe der Schönheit und beide waren der Mutter Stolz, ihr Glück, ihr Trost und Freude. Da goß der Krieg die Zornschale auch über die einsame Gegend, welche die Gräfin bewohnte, und sie ward gezwungen, mit ihrer Tochter zu ihrem Bruder nach der Residenz zu flüchten.

Um und neben dieser wüthete der Würgengel der Schlacht, und das Haus des Grafen war fast immer mit Verwundeten überfüllt, denen die Frauen ihre zarteste Sorgfalt zu weihen bemüht waren. Unsere Gräfin hatte zu dem Ende und als Opfer für das bedrängte Vaterland ihren ganzen Schmuck bereits hingegeben, nichts war ihr noch übrig geblieben, als jener Ring Wilhelms, den sie

kaum als Eigenthum zu betrachten wagte, und an den sich die schmerzlichsten Erinnerungen ihres Lebens ketteten; endlich glaubte sie ihn aber doch auf keine edlere Art verwenden zu können, als auf diese, und gab ihn zum Verkauf. Der Juwelier, den sie damit beauftragt hatte, bot ihr eine so hohe Summe, daß sie darüber erschrack, und als sie sich eben deshalb nicht geneigt fand, ihn zu lassen, so glaubte der Juwelier, sie mißverstehend, sie sei ihr noch zu geringe.

„Mag der französische Offizier, der ihn kaufen will, selbst mit der Frau Gräfin unterhandeln," sagte er, und entfernte sich, ohne auf ihre Gegenrede zu hören.

Einige Tage darauf fiel eine neue Schlacht vor, die die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände lenkte; der Juwelier schickte der Gräfin den Ring zurück, weil der Offizier mit ausgerückt sei, und das Kleinod in dieser gefahrvollen Zeit nicht zu behalten wage. Die Gräfin schob den Ring an den Finger, was nie zuvor geschehen war, denn eben brachte man die Verwundeten in die Stadt, und sie half ihrer Schwägerin Lagerstätten bereiten für diejenigen, die man in ihr Haus bringen würde.

Gegen Abend brachte man einen französischen Kavallerie-Obersten, der am Kopfe gefährlich verwundet und ohne Besinnung war. Todtenbleich sah nur das halbe Gesicht aus den blutigen, eilig umgelegten Hüllen; die Gräfin übernahm die Pflege des Unglücklichen, der nur kurze Zeit mehr zu leben hatte. Ihre Sorgfalt rief ihn nach dem neuen Verband ins Leben zurück; er schlug die Augen auf und erblickte an der wohlthätigen Hand, die ihn eben mit einer stärkenden Essenz erquickte — den Ring.

Wild und ausser sich fuhr er auf, daß die Gräfin, ihn im Wahnsinn des Fiebers glaubend, weinend erschrocken zurück trat. Da ging seine Wildheit in Sanftmuth über; er blickte sie an und rief stammelnd: „Ha holde Erscheinung, meine Achtung gegen Dich wurde meine Besserung" — und leblos sank er zurück.

Es war Wilhelm, den jezt die Gräfin an der Stimme erkannte. Er kehrte bei allen Bemühungen nicht mehr ins Leben zurück, ein ehrenvoller Tod, versüßt durch die Erscheinung seiner Wohlthäterin, deren Andenken ihn, wie er selbst sagte, auf die Bahn der Ehre zurückgeführt hatte, war der Lohn seiner Reue!

Keineswegs verschmähte es die Gräfin, dem Bedauernswerthen ihre Thränen zu schenken; sie sorgte für sein Begräbniß, verkaufte den Ring, und schenkte die daraus gelösten Summen den durch den Krieg Verarmten.

Die Sängerin.

Novelle von Hauff.

„Das ist ein sonderbarer Zufall;" sagte der Kommerzienrath Bolnau zu einem Bekannten, den er auf der breiten Straße in B. traf; „gesteht selbst, wir leben in einer argen Zeit."

„Ihr meint die Geschichte im Norden?" entgegnete der Bekannte, „habt Ihr Handelsnachrichten, Kommerzienrath? Hat Euch der Minister des Auswärtigen aus alter Freundschaft etwas Näheres gesagt."

„Ach, geht mir mit Politik und Staatspapieren; meinetwegen mag geschehen, was da will. Ich meine die Geschichte mit der Bianetti."

„Mit der Sängerin? wie? ist sie noch einmal engagirt? man sagte ja, der Kapellmeister habe sich mit ihr überworfen —"

„Aber um Gottes Willen," rief der Kommerzienrath und blieb staunend stehen; „in welchen Spelunken treibt Ihr Euch umher, daß Ihr nicht wisset, was sich in der Stadt zuträgt? So wisset Ihr nicht, was der Bianetti arrivirte?

„Kein Wort, auf Ehre; was ist es denn mit ihr?

„Nun, es ist weiter Nichts mit ihr, als daß sie heute Nacht todt gestochen worden ist."

Der Kommerzienrath galt unter seinen Bekannten für einen Spaßvogel, der, wenn er Morgens von Eilf bis Mittag seine Promenaden in der breiten Straße machte, die Leute gerne aufhielt und ihnen irgend Etwas aus dem Stegreife aufband. Der Bekannte war daher nicht sehr gerührt von dieser Schreckensnachricht, sondern antwortete: „Weiter wisset Ihr also heute Nichts, Bolnau? Ihr müßt doch nachgerade mit Eurem Wiz zu Rande seyn, weil Ihr die Farben so stark auftraget. Wenn Ihr mich übrigens ein ander Mal wieder stellet in der breiten Straße, so besinnt Euch auf etwas Vernünftigeres, sonst bin ich genöthigt, einen Umweg zu machen, wenn ich von der Kanzlei nach Hause gehe."

„Er glaubt's wieder nicht!" rief der Spaziergänger. „seht nur, er glaubt's wieder nicht! Wenn ich gesagt hätte, der Kaiser von Marocco sei erstochen worden, so hättet ihr die Nachricht mit Dank eingesteckt und weiter getragen, weil sich dort schon Aehnliches zugetragen hat. Aber wenn eine Sängerin hier in B. todt gestochen wird, da will Keiner glauben, bis man den Leichenzug sieht. Aber Freundchen, dießmal ist's wahr, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin."

„Mensch! bedenket, was Ihr sagt!" rief der Freund mit Entsetzen. „Todt sagt Ihr? die Bianetti todt gestochen?"

„Todt war sie vor einer Stunde noch nicht, aber sie liegt in den lezten Zügen, so viel ist gewiß."

„Aber sprechet doch um's Himmels willen! wie kann man denn eine Sängerin todt stechen? leben wir denn in Italien? für was ist denn eine wohllöbliche Polizei da? Wie gieng es denn zu? Todtgestochen!"

„Schreiet doch nicht so mörderisch! erwiederte Bolnau

besänftigend; „die Leute fahren schon mit den Köpfen aus allen Fenstern und schauen nach dem Straßenlärm. Ihr könnet ja sotta voce jammern, so viel Ihr wollt. Wie's zugieng? Ja sehet, da liegt es eben; das weiß bis jezt kein Mensch. Gestern Nacht war das schöne Kind noch auf der Redoute, so liebenswürdig, so bezaubernd wie immer, und heute Nacht um zwölf Uhr wird der Medizinalrath Lange aus dem Bette geholt, Signora Bianetti liege am Sterben; sie habe eine Stichwunde im Herzen. Die ganze Stadt spricht schon davon, aber natürlich das tollste Zeug. Es sind allerdings fatale Umstände dabei, daß man nicht in's Reine kommen kann; so darf z. B. Niemand in's Haus, als der Arzt und die Leute, die sie bedienen. Auch bei Hof weiß man es schon, und es kam ein Befehl, daß die Wache nicht am Hause vorbeiziehen dürfte; das ganze Bataillon mußte den Umweg über den Markt nehmen."

„Was Ihr sagt! aber weiß man denn gar nicht, wie es zugieng? hat man denn gar keine Spur?"

„Es ist schwer, sich aus den verschiedenen Gerüchten auf das Wahre durchzuarbeiten. Die Bianetti, das muß man ihr lassen, ist eine sehr anständige Person, der man auch nicht das Geringste nachsagen kann. Nun wie aber die Leute sind, besonders die Frauen, wenn man da von dem ordentlichen Lebenswandel des armen Mädchens spricht, zuckt man die Achsel und will von ihrem früheren Leben Allerlei wissen; von ihrem frühern Leben! sie hat kaum siebenzehn Jahre und ist schon anderthalb Jahre hier! Was ist das für ein früheres Leben!"

„Haltet Euch nicht so lange beim Eingang auf," unterbrach ihn der Bekannte, „sondern kommt auf das Thema. Weiß man nicht, wer sie erstochen hat?"

„Nun das sage ich ja eben; da soll es nun wieder ein abgewiesener oder eifersüchtiger Liebhaber seyn, der sie umbrachte. Sonderbar sind allerdings die Umstände. Sie soll gestern auf der Redoute mit einer Maske, die Niemand kannte, ziemlich lange allein gesprochen haben. Sie gieng bald nachher weg, und einige Leute wollten gesehen haben, daß dieselbe Maske zu ihr in den Wagen stieg. Weiter weiß Niemand etwas Gewisses; aber ich werde bald erfahren, was an der Sache ist."

„Ich weiß, Ihr habt so eure eigenen Kanäle, und gewiß habt Ihr auch bei der Bianetti einen dienstbaren Geist. Es giebt Leute, die Euch die Stadtchronik nennen."

„Zu viel Ehre, zu viel Ehre," lachte der Kommerzienrath und schien sich ein wenig geschmeichelt zu fühlen. „Dießmal habe ich aber keinen andern Spion, als den Medizinalrath selbst. Ihr müßt bemerkt haben, daß ich, ganz gegen meine Gewohnheit, nicht die ganze Straße hinauf und hinab wandle, sondern mich immer zwischen der Carls- und Friedrichs-Straße halte."

„Wohl habe ich dieß bemerkt, aber ich dachte, Ihr macht Fensterparade vor der Staatsräthin Baruch."

„Geht mir mit Baruch! wir haben seit drei Tagen gebrochen, meine Frau sah das Verhältniß nicht gerne, weil Jene so hoch spielt. Nein, der Medizinalrath Lange kommt alle Tage um zwölf Uhr durch die breite Straße, um in's Schloß zu gehen, und ich stehe hier auf dem Anstand, um ihn sogleich auf's Korn zu nehmen, wenn er um die Ecke kommt."

„Da bleibe ich bei Euch," sprach der Freund, „die Geschichte der Bianetti muß ich genauer hören. Ihr erlaubt es doch, Bolnau?"

„Werthester, genirt Euch ganz und gar nicht," entgegnete Jener; „ich weiß, Ihr speiset um zwölf Uhr, lasset doch die Suppe nicht kalt werden. Ueberdieß könnte Lange vor Euch nicht recht mit der Sprache heraus wollen; kommt lieber nach Tisch in's Kaffeehaus, dort sollet Ihr Alles hören.— Machet übrigens, daß Ihr fortkommt, dort biegt er schon um die Ecke."

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde aus der Vergangenheit und Gegenwart.

Unter Anführung Porsenna's hatten die Etrurischen Schaaren das römische Gebiet überschwemmt, und das hart bedrängte Rom eingeschlossen, um dem vertriebenen Tyrannen Tarquinius die entrissene Krone wieder zu erringen. Hunger und Anstrengungen hatten die Römer entkräftet, und Porsenna sah schon freudetrunken dem nahen Tag seines Sieges, und dem Falle der stolzen Roma entgegen. Da entschloß sich ein edler römischer Jüngling, durch ein männliches Opfer, die geliebte Vaterstadt zu retten. Verkleidet war er in das Zelt des Königs Porsenna eingedrungen, und stieß hier einen reichgekleideten Etrurier, den er für den feindlichen Anführer selbst hielt, nieder. Er wurde entwaffnet, und vor den wüthenden König gebracht, der ihn mit den Worten: „Wer bist du?" anfuhr. „Ein Römer," antwortete Mucius ruhig, „und dein Feind, der hieher kam, dich zu opfern, um sein theures Vaterland vor einem unvermeidlichen Untergange zu retten! Die Götter haben dich meiner Hand entzogen, welche diesen Unschuldigen traf! Du magst ihnen dankbar dafür seyn! Aber laß mich jetzt zum Tode führen, ich werde dir dort zeigen, daß ein Römer mit demselben Muthe zu sterben weiß, mit welchem er die Feinde seines Vaterlandes zu Grunde richtet. — Porsenna verdammte ihn zum Feuertode. Da legte Mucius lächelnd seine rechte Hand in ein, ihm nahe stehendes Kohlenbecken, und, während das Feuer dieselbe durchwühlte und verzehrte, sagte er kalt zu Porsenna: „Du magst hier lernen, daß es keine Schmerzen, keine Qual und keinen Schrecken für den gibt, der sich selbst unsterblichen Ruhm erwerbend, für sein Theuerstes, sein

Heimathland fällt! Erkenne dieß! und nun führe mich zum Tode!" Mit diesen Worten zog er die verzehrte Hand aus dem Feuer, und hielt sie lächelnd vor sich hin.

Die Höflinge, von Furcht und Entsetzen gebleicht, schielten bald nach dem Könige, bald nach dem furchtbaren Römer. Aber Porsenna stand stumm, mit leuchtenden Augen vor der verstümmelten Heldengestalt; dann ging er ruhig auf Mucius zu, und sprach mit einem warmen Tone: „Du bist frei, Römer!"

„Du weißt männliche Tugend zu schätzen," sagte Mucius, „mußt sie also selbst besitzen; deßhalb aber verdienst du auch mein Vertrauen. So wisse denn: dreihundert edle römische Jünglinge haben dir nach mir den Tod geschworen. Gieb diese Belagerung auf, und werde der Freund eines freien Volkes!"

Er ging. Am folgenden Tage wurden die feindlichen Zelte abgebrochen. Porsenna verließ das römische Gebiet, und der Tyrann Tarquinius machte keinen Versuch mehr, Rom zu bekriegen.

Das mächtige Rom ging unter im verschlingenden Strome der Zeit! Völker versanken! Aber der Heldenjüngling strahlt, ein leuchtendes Bild, im Pantheon der Geschichte.

Huld der Gratien.

Monden fliehen und Jahre, die glücklichen, blumengekrönten,
Bang, im Cypressenkranz, wanket der traurigen Flug;
Aber im hohen Olymp, von leuchtendem Aether umgeben,
Thronet der Grazien Sitz; goldenen Urnen entrauscht
Ewiger Jugend Füll' und nie versiegende Anmuth,
Gleich des Frühlings Pracht, schön wie der Britte ihn sang.
Hört Ihr melodischen Ton, Aglaia's himmlische Harfe;
„Schwestern im Zephyrgewand, rosige Schwestern, dorthin —"
Also ruft sie den Horen, „führet den täuschenden Reihen,
Sterblichen hellet ja nur Täuschung die prüfende Bahn!
Blüthen verwehet die Zeit, doch neue Blüthen entdüften,
Aus dem Dunkel der Nacht steiget der leuchtende Tag.
Seht das liebliche Mädchen, mit blauen Augen der Sehnsucht
Zarte Wangen umspielt seidenlockiges Haar.
Glüht nicht Feuer Appollo's im schlanken muthigen Jüngling,
Welchem blühende Kraft männlich die Glieder umfleußt?
Schönheit — die sanfte — die starke — ist edles Geschenke von Oben,
Wenn sich dem geistigen Blick Zauber des Körpers vereint.
Aber hoch beglückt vor Allen, die sinkender Jahre
Nebel umdämmert und noch segnet der Göttlichen Huld!
Betet, Aspasia, nicht bei schon erlöschendem Reize,
Gleich Aphrodite, dich an schimmernde Jugend Athen's?
Welche Macht umfloß dich im Alter noch, fühlende Ninon,
Daß dir ein Jüngling, entbrannt, stürzte durch Todesgeschoß?
Schnee sind deine Locken, Anakreon, aber die Leyer
Kränzen am lieblichen Strand Theische Mädchen dir froh!
Und, Sokratische Rosen, in unverwelklicher Schöne
Bent euch mit Lilien dort, Hebe, die holde zum Schmuck.
Wen im Sturme der Zeit der Dichtung Binde umgürtet,
Wem ihr farbiger Traum lichte Gestalten gewebt:
Ihn umgaukelt der Grazien Flug — dem ahnenden Greise
Zeigt ihr tröstender Blick lächelnd Elysiums Hain.
Wohl dem Sänger, daß hehre Flamm', erwärmend die Stunde
Frost'ger Wirklichkeit, mahlet uns dicht'rische Welt!
Dorther tönt es, wie Flöten, am Abend-beglänzeten Hügel,
Labt wie des Gartens Duft, in dem erblühenden Lenz.
Schwindet auch bunter Schmelz hinweg von lachenden Auen,
Windet doch Immergrün hoch sich am traurenden Stamm,
Und bei dem Mahle reicht dem ernsten Künstler Hephästos
Unter unsterblicher Schaar freundlich die Charis den Kelch.
Monde flieh'n und Jahre! o träufelt in's dunkelnde Leben,
Holde, den himmlischen Thau eurer Wonne forthin!

Der verbannte Alcibiades.

Den verbannten Feldherrn zu verfluchen,
Der für sein geliebtes Vaterland
Schon so oft den Siegeslorbeer wand,
Das gebot man einst den Priesterinnen;
Dem Befehl erwiedert ernst Throne:
Nur zum Segen weihte diese Hand
Sich dem heil'gen Dienst der großen Götter,
Nur zu sühnen die erzürnten Mächte.
Doch kein Fluch aus sünd'gem Menschenmunde
Steig' an diesen Festaltären auf,
Den Olympiern ein verruchtes Opfer.

Charade.

Die erste Sylb', ein Gott, beherrscht des Landes Auen,
Die zweit' und dritte ist ein Name, oft belacht.
Das schwache Ganze wird in der Gewalt der Frauen
Der Donnerkeil des Zeus, und spottet aller Macht.

Auflößung der Charade in Nro. 2: Venus.

Redigirt durch eine Gesellschaft Freunde der Literatur.

Druck und Verlag von J. F. Rost in Zweibrücken.

Polyhymnia.



N^ro^. 4. **Sonntag den 27. Januar** **1833.**

Die Sängerin.

(Fortsetzung.)

Ich halte die Wunde nicht für absolut tödtlich," sprach der Medizinalrath Lange, nach den ersten Begrüßungen; „der Stoß scheint nicht sicher geführt worden zu sein. Sie ist schon wieder ganz bei Besinnung, und die Schwäche abgerechnet, die der große Blutverlust verursachte, ist in diesem Augenblick wenigstens keine Spur von Gefahr."

„Das freut mich," erwiederte der Kommerzienrath und schob vertraulich seinen Arm in den des Doktors; „ich begleite Ihn noch ein paar Straßen bis an's Schloß; aber sag' Er mir doch um's Himmels willen etwas Näheres über diese Geschichte; man kann ja gar nicht in's Klare kommen, wie sich Alles zugetragen."

„Ich kann Ihm schwören," antwortete Jener, es liegt ein furchtbares Dunkel über der Sache. Ich war kaum eingeschlafen, so weckt mich mein Johann mit der Nachricht, man verlange mich zu einem sehr gefährlichen Kranken. Ich warf mich in die Kleider, renne hinaus, im Vorsaal steht ein Mädchen, bleich und zitternd, und flüsterte so leise, daß ich es kaum hörte, ich solle mein Verbandzeug zu mir stecken. Schon das fällt mir auf; ich werfe mich in den Wagen, lasse die bleiche Mamsell auf den Bock zu Johann sitzen, daß sie den Weg zeige, und fort geht es in den Lindenhof. Ich steige vor einem kleinen Hause ab und frage die Mamsell, wer denn der Kranke sei?"

„Ich kann mir denken, wie Er staunte" —

„Wie ich staunte, als ich hörte, es ist Signora Bianetti! Ich kannte sie zwar nur vom Theater, hatte sie sonst kaum zwei, dreimal gesehen, aber die geheimnißvolle Art, wie ich zu ihr gerufen wurde, das Verbandzeug, das ich zu mir stecken sollte, ich gestehe Ihnen, ich war sehr gespannt, was der Sängerin zugestoßen sein sollte. Es ging eine kurze Treppe hinan, eine schmale Hausflur entlang. Das Mädchen gieng voran, ließ mich einige Augenblicke im Dunkeln warten und kam mir dann schluchzend und noch bleicher als zuvor entgegen. „„Treten Sie ein Herr Doctor, sagte sie, ach! Sie werden zu spät kommen, sie wird's nicht überleben."" Ich trat ein, es war ein schrecklicher Anblick."

Der Medizinalrath schwieg, sinnend und düster, es schien sich ein Bild vor seine Seele zu drängen, das er umsonst abzuwehren suchte. „Nun, was sah Er?" rief sein Begleiter, ungeduldig über diese Unterbrechung; „Er wird mich doch nicht so zwischen Thüre und Angel stehen lassen wollen?"

„Es ist mir Manches in meinem Leben begegnet," fuhr der Doktor fort, nachdem er sich gesammelt hatte, „Manches, wovor mir graute, Manches, das mich erschreckte, aber Nichts, das mir das Herz so in der Brust umdrehte, wie dieser Anblick. In einem matt erleuchteten Zimmer lag ein bleiches, junges Weib auf dem Sopha, vor ihr kniete eine alte Magd und preßte ihr ein Tuch auf das Herz. Ich trat näher; weiß und starr wie eine Büste lag der Kopf der Sterbenden zurück, die schwarzen, herabfallenden Haare, die dunkeln Braunen und Wimpern der geschlossenen Augen bildeten einen schrecklichen Kontrast mit der glänzenden Bläße der Stirn, des Gesichtes, des schönen Halses. Die weißen, faltenreichen Gewänder, die wohl zu ihrer Maske gehört hatten, waren von Blut überströmt, Blut auf dem Fußboden, und von dem Herzen schien der rothe Strahl auszugehen, — dies Alles stellte sich mir in einem Augenblick dar, es war Bianetti, die Sängerin."

„O Gott, wie mich das rührt!" sprach der Kommerzienrath bewegt, und zog ein langes, seidenes Tuch hervor, um sich die Augen zu wischen: „gerade so lag sie noch letzten Sonntag vor acht Tagen in der Oper Othello da, als sie die Desdemona spielte. Schon damals war der Effekt so grausam wahr und wahrhaft gräulich, daß man meinte, der Mohr habe sie in der That erdolcht; und jezt ist es wirklich so weit mit ihr gekommen! Wie mich das rührt!"

„Habe ich Ihm nicht jede übermäßige Rührung ver-

boten?“ unterbrach ihn der Arzt; „will Er mit Gewalt wieder seine Zufälle bekommen?“

„Er hat Recht, sagte der Kommerzienrath Bolnau und fuhr schnell mit dem Tuch in die Tasche; „Er hat Recht; meine Konstitution ist nicht für den Effekt. Erzähl' er nur weiter, ich werde die Tafelscheiben am Kriegsministerio im Vorbeigehen zählen, das hilft gegen solche Anfälle.“

„Zähl' Er nur, und wenn es nicht hilft, so kann Er auch noch den obern Stock des Palais mitnehmen. — Die alte Magd nahm das Tuch weg, und mit Erstaunen erblickte ich eine Wunde, wie von einem Messerstich, die dem Herzen sehr nahe war. Es war nicht Zeit, mich mit Fragen aufzuhalten, so viele derselben mir auch auf der Zunge schwebten, ich untersuchte die Wunde und legte den Verband um. Die Verwundete hatte während der ganzen Operation kein Zeichen von Leben gezeigt; nur, als ich die Wunde sondirte, hatte sie schmerzlich zusammengezuckt. Ich ließ sie ruhen und bewachte ihrem Schlummer.“

„Aber das Mädchen und die alte Magd, hat Er denn diese nicht gefragt, woher die Wunde rühre?“

„Ich will es Ihm nur gestehen, Kommerzienrath, weil Er mein alter Freund ist; ja, als für die Kranke im Augenblick Nichts mehr zu thun war, habe ich ihnen rund genug erklärt, daß ich weiter keine Hand mehr an die Dame legen werde, wenn sie mir nicht Alles beichten.“

„Und was sagten sie? so sprech' er doch!“

„Nach eilf Uhr war die Sängerin zu Hause gekommen, und zwar von einer großen männlichen Maske begleitet. — Ich mochte bei dieser Nachricht die beiden Weiber etwas zweideutig angesehen haben, denn sie fiengen auf's Neue an zu weinen, und betheuerten mir mit den ausserordentlichsten Schwüren, ich solle doch nichts Schlechtes von ihrer Herrschaft denken; es sei die lange Zeit, seit sie ihr dienen, nie nach vier Uhr Abends ein Mann über ihre Schwelle gekommen; das kleinere Mädchen, das wohl Romane mußte gelesen haben, wollte sogar behaupten, Signora sei ein Engel von Reinheit.“

„Das behaupte ich auch,“ sagte der Kommerzienrath, indem er gerührt die Scheiben des Palais, dem sie sich näherten, zu zählen anfieng; „das sagte ich auch; der Bianetti kann man nichts Böses nachsagen, sie ist ein liebes, frommes Kind, und was kann sie denn dafür, daß sie schön ist, und ihr Leben durch Gesang fristen muß?“

„Glaub Er mir,“ entgegnete Lange, „ein Arzt hat hierin einen untrüglichen psychologischen Maßstab. Ein Blick auf die engelreinen Züge des unglücklichen Mädchens überzeugten mich mehr von ihrer Tugend, als die Schwüre ihrer Zofen. Doch höre Er weiter: die Sängerin trat mit dem Fremden in dieses Zimmer und hieß ihr Mädchen hinausgehen. Diese war vielleicht aus Neugierde, was wohl dieser nächtliche Besuch zu bedeuten habe, der Thüre nahe geblieben; sie hörte einen heftigen Wortwechsel, der zwischen ihrer Dame und einer tiefen, hohlen Männerstimme in französischer Sprache geführt wurde; Signora sei endlich in ein heftiges Weinen ausgebrochen, der Mann habe schrecklich geflucht; plötzlich hörte sie ihre Dame einen gellenden Schrei ausstoßen, sie kann sich vor Angst nicht mehr zurückhalten, reißt die Thüre auf, und in demselben Augenblicke fährt die Maske an ihr vorbei und durch den Gang an die Treppe. Sie folgt ihm einige Schritte, vor der Treppe hört sie ein schreckliches Gepolter, er mußte hinuntergestürzt sein. Von unten dringt ein Aechzen und Stöhnen herauf, wie das eines Sterbenden, aber es graut ihr, sie wagt keinen Schritt weiter vorzugehen. Sie geht zurück in die Thüre — die Sängerin liegt in ihrem Blut und schließt nach wenigen Augenblicken die Augen. Das Mädchen weiß sich nicht zu rathen, sie weckt die alte Magd, ihrer Herrschaft einstweilen beizustehen, und springt zu mir, um vielleicht Signora noch zu retten.“

„Und die Bianetti hat noch Nichts geäussert? hat Er sie nicht gefragt?“

„Ich gieng sogleich auf die Polizei und weckte den Direktor; er ließ noch um Mitternacht alle Gasthöfe, alle Gassenkneipen, alle Winkel der Stadt durchsuchen, aus dem Thore ist in jener Stunde Niemand passirt, und von jezt an wird Jedermann strenge untersucht. Die Hausleute, die im obern Stock wohnen, erfuhren die ganze Sache erst, als die Polizei das Haus durchsuchte; unbegreiflich war es, wie der Mörder entspringen konnte, da er durch den Fall hart beschädigt seyn mußte, denn man fand viel Blut unten an der Treppe, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß er sich im Falle durch seinen eigenen Dolch verwundet hat. Es ist um so unbegreiflicher, wie er entkam, da die Hausthüre verschlossen war. Die Bianetti selbst erwachte um zehn Uhr und gab dem Polizeidirektor zu Protokoll, daß sie im strengsten Sinne nicht wisse, auch nicht einmal ahne, wer die Maske sein könne. Alle Aerzte und Chirurgen sind verpflichtet, wenn sie zu einem Patienten, der durch einen Fall oder eine Messerwunde lädirt ist, gerufen werden, solches anzuzeigen, weil man vielleicht auf diesem Wege dem Mörder auf die Spur kommen könnte. So stehen die Sachen. Ich bin aber überzeugt wie von meinem Leben, daß ein tiefes Geheimniß zu Grunde liegt, das die Sängerin nicht entdecken will; denn die Bianetti ist nicht die Person, die sich von einem ihr völlig unbekannten Manne nach Hause begleiten läßt. Das scheint auch ihr Mädchen, das beim Verhör zugegen war, zu ahnen. Denn als sie sah, daß Signora Nichts wissen wolle, gab sie Nichts von dem Wortwechsel an, den sie gehört hatte, mir aber warf sie einen bittenden Blick zu, sie nicht zu verrathen. „„Es ist eine entsetzliche Geschichte, sagte sie, als sie mich nachher zur Treppe begleitete, aber keine Welt brächte mich dazu, Etwas zu verrathen, was

Signora nicht bekannt werden lassen will.'''' Sie gestand mir noch Etwas, das vielleicht auf die ganze Sache Licht verbreiten würde."

„Nun, darf ich diesen Umstand nicht auch wissen?" fragte der Kommerzienrath; „Er sieht, wie ich gespannt; spann Er ab, spann Er ab, um Gottes willen, ich könnte sonst leicht meine Zufälle bekommen!"

„Höre Er, Bolnau, besinn' Er sich, lebt noch ein Bolnau außer Ihm in der Stadt? existirt noch irgend ein anderer in der Welt, und wo, sag Er, wo?"

„Außer mir keine Seele in dieser Stadt," antwortete Bolnau; als ich vor acht Jahren hieher zog, freute es mich, daß ich nicht Schwarz, Weiß oder Braun, nicht Meier, Miller oder Bauer heiße, weil damit allerlei unangenehme Verwechslungen geschehen. In Cassel war ich der einzige Mann in meiner Familie, und sonst giebt es auf Gottes Erdboden keinen Bolnau mehr, als meinen Sohn, den unglücklichen Musiknarren, der ist verschollen, seit er nach Amerika segelte. Aber warum fragt Er nach meinem Namen, Doktor?"

„Nun, Er kann es nicht sein, Kommerzienrath, und Sein Sohn ist in Amerika. Aber ist schon Viertel über zwölf Uhr, Prinzeß Sophie ist krank, ich habe mich nur zu lang mit Euch verschwatzt; lebt wohl à revoir!"

„Nicht von der Stelle," rief Bolnau und hielt ihn fest am Ärmel, „saget mir zuvor, was das Mädchen noch gesagt hat."

„Nun ja, aber reinen Mund gehalten, Bolnau! ihr leztes Wort, ehe sie in jene tiefe Ohnmacht sank, war Bolnau." (Fortsetzung folgt.)

Der doppelte Schwur der Besserung.

Heinrich war ein fünfzehnjähriger Jüngling, das heißt, voll guter Vorsätze, die er selten hielt, und voll Fehler, die er täglich bereuete; er hatte seinen Vater und seinen Lehrer innig lieb, aber seine Vergnügungen oft stärker; er wollte gern das Leben für beide aufopfern, aber nicht seinen Willen; und seine aufbrennende Seele entriß denen, die er liebte, nicht mehr Thränen, als ihm selber. So irrte schmerzlich sein Leben zwischen Bereuen und Sündigen umher; und zuletzt nahm sein langer Wechsel zwischen guten Entschlüssen und verderblichen Fehltritten seinen Freunden und sogar ihm die Hoffnung der Besserung.

Jetzt kam dem Grafen, seinem Vater, die Sorge nicht mehr aus dem zu oft verwundeten Herzen, daß Heinrich auf der Akademie und auf Reisen, wo die Irrwege des Lasters immer blumiger und abschüssiger werden, und wohin keine zurückziehende Hand, keine zurückrufende Stimme des Vaters mehr reicht, von Schwäche zu Schwäche sinken, und endlich mit einer besudelten, entnervten Seele wiederkehren werde, die ihre reinen Schönheiten und Alles verloren, sogar den Wiederschein der Tugend, die Reue.

Der Graf war zärtlich, sanft und fromm, aber kränklich, und zu weich. Die Gruft seiner Gemahlin stand gleichsam unter dem Fußboden seines Lebens, und unterhölte jedes Beet, wo er Blumen suchte. — Jetzt wurde er an seinem Geburtstage, und vielleicht durch diesen krank, so wenig ertrug die gelähmte Brust einen Tag, wo das Herz stärker an sie schlug. Da er von Ohnmacht in Ohnmacht sank, so ging der gequälte Sohn in das englische Wäldchen, worin das Grabmahl seiner Mutter, und das leere war, das sein Vater in der Leichenklage sich hatte bauen lassen; und hier gelobte Heinrich dem mütterlichen Geiste den Krieg mit seinem Jähzorn, und mit seinem Heißhunger nach Freuden an. Der Geburtstag des Vaters rief ihm ja zu: „Die dünne Erde, die deinen Vater hält, und „ihn vom Staube deiner Mutter absondert, wird bald „einbrechen, und vielleicht in wenig Tagen, und dann „stirbt er bekümmert und ohne Hoffnung, und er kommt „zu deiner Mutter, und kann ihr nicht sagen, daß du besser bist!" O da weinte er heftig; aber unglücklicher Heinrich, was hilft deine Rührung und dein Weinen ohne dein Bessern?

Nach einigen Tagen erhob sich der Vater wieder und drückte im kränklichen Uebermaße von Rührung und Hoffnung den reuigen Jüngling an die fieberhafte Brust. Heinrich berauschte sich in der Freude über die Genesung und über den Kuß — er wurde froher und wilder — er trank — er verwilderte mehr — sein Lehrer, der die sieche Weichheit des Vaters durch kraftvolle Strenge gut zu machen suchte, bestritt das Aufschwellen des Freudentaumels — Heinrich wurde glühend den Geboten ungehorsam, die er für keine weiche väterliche hielt — und da der Lehrer fest, stark und nothwendig sie wiederholte, verlezte Heinrich im Taumel das Herz und die Ehre des strengen Freundes zu tief — und da flog auf das so oft getroffene kranke Herz des hoffenden Vaters der Aufruhr gegen den Lehrer wie ein giftiger Pfeil, und der Vater unterlag der Wunde und sank auf das Krankenbette zurück.

Ich will euch, liebe Kinder, weder Heinrichs Gram noch Schuld abmalen; aber schließet in das strenge Urtheil, das ihr über seine sprechen müßet, auch jede ein, die ihr vielleicht auf euch geladen. Ach, welches Kind kann an das Sterbebette seiner Eltern treten, ohne daß es sagen muß: „wenn ich ihrem Leben auch keine Jahre „nahm, o! so koste ich ihnen doch Wochen und Tage! — „Ach, die Schmerzen, die ich jetzt lindern will, habe ich „vielleicht selber gegeben oder verstärkt, und das liebe „Auge, das so gerne noch eine Stunde lang ins Leben „blicken wollte, drücken ja bloß meine Fehler früher zu!" — Aber der wahnsinnige Sterbliche begehet seine Sünden so kühn, bloß weil sie ihm ihre mörderischen Folgen ver-

hüllen; — er kettet die in seiner Brust eingesperrten reißenden Thiere los, und lässet sie in der Nacht unter die Menschen dringen, aber er sieht es nicht, wie viele Unschuldige das losgebundene Unthier ergreife und würge.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde aus der Vergangenheit und Gegenwart.

Auf dem blutigen Schlachtfelde, unter den Mauern von Carthago, das 30,000 Römerleichen bedeckten, wurde der römische Consul Attilius Regulus von dem Feinde überflügelt und gefangen. Geschwächt durch die ungeheuern Verluste und Anstrengungen, sah sich Carthago, troß seinem Siege, für den Augenblick zu Friedensvorschlägen genöthigt. Den verehrten Feldherrn in seiner Gewalt, zweifelte es nicht mehr daran, daß Rom ihm einen ehrenvollen Frieden gewähren würde. Attilius Regulus, der sich durch einen feierlichen Eid zur Rückkehr nach Carthago verpflichtete, fand sich bereitwillig, an die Spitze der Gesandtschaft zu treten, die nach Rom geschickt wurde. Da angekommen, legte er als carthaginiensischer Botschafter laut seiner Sendung das Begehren von Carthago dem Senate vor. Dann erhob er sich aber, und mit erschütternder Stimme rief er aus: Römer! dem feindlichen Gesandten habt ihr euere Ohren nicht verschlossen. Jezt öffnet eure Herzen eurem Mitbürger, eurem gefangenen Feldherrn! Keinen Frieden! Keine Waffenruhe! Muthiger in den Kampf! Rächt eure Gefallenen! Römer! Nur ein Carthago oder nur ein Rom kann den Erdkreis beherrschen! Soll die mächtige Roma den gebietenden Scepter sich ferner bewahren, so muß Carthago fallen! Nur auf seine Ruinen und Schutthaufen darf Rom friedlich herabsehen. Der Ruhm eurer Ahnen, eure Siege, der Ruf eurer Waffen, die Wohlfahrt des Vaterlandes fordern Krieg! Darum Krieg, Römer, und keinen Frieden!" Krieg! erscholl es zugleich aus tausend Kehlen. Tief bewegt nahm Regulus Abschied von seinen Kindern, seinen Freunden, seiner geliebten Vaterstadt. Kein Bitten, keine Thränen, keine Versprechungen der Priester, seinen Eid zu lösen, machten ihn wankend. „Ein Mann, sagte er, ist auch ohne Eid an sein gegebenes Wort gebunden!" Er gieng ruhig in die Gewalt seines erbitterten Feindes zurück, seinem gewissen Tode entgegen, und hauchte unter den gräßlichsten Martern, welche die Barbarei zu ersinnen vermochte, als Regulus seine große Seele aus.

Die Schlacht bei Wimpfen.

Eine Ballade.

Der Markgraf führt sein Heer zur Schlacht,
Der Markgraf Friederich,
Der schützend über Baden wacht,
Dem mancher Feind schon wich.
Doch heute lacht ihm nicht sein Glück,
Des Feindes Ueberzahl
Drängt seinen Heldenkern zurück,
Troß Flammenmuth und Stahl.

Schon bricht der Feind in stolzer Flut
In Friedrichs kleinen Hauf',
Schon dampfet vieler Hundert Blut
Zum reinen Himmel auf.
Schon sinkt des Fürsten zweites Pferd.
Der rafft sich rasch empor,
Und kämpft und schwingt sein Riesenschwert,
Und dringet wieder vor.

Und Rache, heiße Rache glüht
In Tilly's wilder Brust,
Sein düst'res Auge flammt und sprüht;
Und seines Siegs bewußt
Ob seines Gegners schwacher Macht,
Treibt er die Schaaren an.
Doch flammt, ein Wetterstrahl der Schlacht,
Der Markgraf noch voran.

Und kämpfet — traun der einz'ger Held
Wiegt tausend Söldner auf.
Doch wie sein Muth auch wächst, es fällt
Und schmilzet Hauf an Hauf.
Der Feind dringt nun ermuthigt ein,
Es steiget die Gefahr.
Der Markgraf streitet noch allein
Mit Pforzheim's Bürgerschaar.

Doch steh'n die, eine starke Wehr,
Bespritzt mit Feindes Blut,
Da sinket noch ein halbes Heer,
Verzehrt von ihrem Muth.
Sie steh'n und sinken Mann an Mann
Für Markgraf Friederich.
Und rufen sterbend noch „voran!"
Und jauchzen sterbend „Sieg!"

Und eine heiße Thräne quellt
Aus Friedrichs edler Brust.
Er wirft sich auf das blut'ge Feld,
Durchwogt von Schmerz und Lust.
Die Nachwelt staunt! die Nachwelt nennt
Mit Stolz den Bürgersieg!
Ha Fürsten, welch ein Monument
Für Volk und Friederich!

Charade.

Es muß das ganze Wort, hat mans mit List gefangen,
Durch seiner dritten Kraft hoch an den ersten hangen.

Auflößung der Charade in Nro. 3: Pantoffel.

Redigirt durch eine Gesellschaft Freunde der Literatur.

Druck und Verlag von F. J. Rost in Zweibrücken.

Polyhymnia.

Blätter zur Erheiterung und Belehrung.

№ 5. **Sonntag den 3. Februar** **1833.**

Die Sängerin.

(Fortsetzung.)

Man hatte den Kommerzienrath Bolnau noch nie so ernst und düster schleichen sehen, wie damals, als ihn der Doktor Lange vor dem Palais verließ. Sonst war er munter und rüstig einhergeschritten, und wenn er mit dem freundlichsten Lächeln alle Mädchen und Frauen grüßte, mit den Männern viel lachte und ihnen allerlei Neues erzählte, so hätte man ihm noch keine sechzig Jahre zugetraut. Er schien auch alle Ursache zu haben, fröhlich und guter Dinge zu sein; er hatte sich ein hübsches Vermögen zusammenspeculirt, hatte sich, als es genug schien, mit seiner Frau in B. zu Ruhe gesetzt und lebte nun in Freude und Jubel Jahr aus Jahr ein. Er hatte einen einzigen Sohn gehabt, dieser sollte die Laufbahn des alten Herrn auch durchlaufen, und handeln und sich umthun im Kommerz, so wollte er es haben.

Der Sohn aber lebte und webte nur im Reich der Töne, die Musik war ihm Alles, der Handel und Kommerz des Vaters war ihm zu gemein und niedrig. Der Vater hatte einen harten Sinn, der Sohn auch, der Vater brauste leicht auf, der Sohn auch, der Vater stellte gleich Alles auf die Spitze, der Sohn auch; kein Wunder, daß sie nicht mit einander leben konnten. Und als der Sohn sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte, war der Vater fünfzig, da brach er auf, sich zur Ruhe zu setzen und wollte dem Sohne den Handel geben. Es war auch bald Alles in Richtigkeit und Ruhe, denn in einer schönen Sommernacht war der Sohn nebst einigen Klavierauszügen verschwunden, kam auch richtig nach England und schrieb ganz freundschaftlich, daß er nach Amerika gehen werde. Der Kommerzienrath wünschte ihm Glück auf den Weg und begab sich nach B.

Der Gedanke an den Musiknarren, wie er seinen Sohn nannte, trübte ihm zwar manche Stunde, denn er hatte ihn ersucht, sich nie mehr vor ihm sehen zu lassen, und es stand nicht zu erwarten, daß dieser ungerufen wiederkehre; es wollte ihn zuweilen bedünken, als habe er doch thöricht gethan, als er ihn durchaus im Kommerz haben wollte; aber Zeit, Gesellschaft und heitere Laune ließen diese trüben Gedanken nicht lange aufkommen; er lebte in Jubel und Freude, und wer ihn recht heiter sehen wollte, durfte nur zwischen eilf Uhr und Mittag durch die breite Straße wandeln. Sah er dort einen langen, hagern Mann, dessen sehr moderne Kleidung, dessen Lorgnette und Reitpeitsche, dessen bewegliche Manieren nicht mehr recht zu seinen grauen Haaren passen wollten, sah er diesen Mann nach allen Seiten grüßen, alle Augenblicke bei Diesen oder Jenen stille stehen und schwatzen und mit den Armen fechten, so konnte er sich darauf verlassen, es war der Kommerzienrath Bolnau.

Aber heute war dieß Alles ganz anders. Hatte ihn schon zuvor die Ermordungsgeschichte der Sängerin fast zu sehr afficirt, so war ihm das lezte Wort des Doktors in die Glieder geschlagen. „Bolnau hatte die Bianetti noch gesagt, ehe sie vom Bewußtsein kam. Seinen eigenen ehrlichen Namen hatte sie unter so verfänglichen Umständen ausgesprochen!“ Seine Knie zitterten und wollten ihm die Dienste versagen, sein Haupt senkte sich auf die Brust sorgenvoll und gedankenschwer. „Bolnau! dachte er, königlicher Kommerzienrath! wenn sie jezt stürbe, die Sängerin, wenn das Mädchen dann ihr Geheimniß von sich gäbe, und den Polizeidirektor mit den näheren Umständen des Mordes und mit dem verhängnißvollen Wort bekannt macht! Was könnte dann nicht ein geschickter Jurist aus einem einzigen Worte argumentiren, besonders wenn ihn die Eitelkeit anfeuert, in einer solchen cause celèbre seinen Scharfsinn zu zeigen.“ Er lorgnettirte mit verzweiflungsvoller Miene das Zuchthaus, dessen Giebel aus der Ferne ragte. „Dorthin, Bolnau! aus ganz besonderer Gnade und Rücksicht auf mehrjährige Dienste.“

Er athmete schwerer, er lüftete die Halsbinde, aber erschreckt fuhr er zurück; war dieß nicht der Ort, wo man das hänfene Halsband umknüpfte, war dies nicht die Stelle, wo das kalte Schwert durchgieng?

Begegnete ihm ein Bekannter und nickte ihm freund-

lich zu, so dachte er: holla, der weiß schon um die Sache, und will mir zu verstehen geben, daß er wohl unterrichtet sei. Gieng ein Anderer vorüber, ohne zu grüßen, so schien ihm Nichts gewisser, als daß man ihn nicht kennen wolle, sich nicht mit dem Umgang eines Mörders beflecken wolle. Es fehlte wenig, so glaubte er selbst, er sei schuldig am Morde, und es war kein Wunder, daß er einen großen Bogen machte, um das Polizeibureau zu vermeiden; denn konnte nicht der Direktor am Fenster stehen, ihn erblicken und heraufrufen? „Werthester, beliebt es nicht, ein wenig heraufzuspazieren, ich habe ein Wort mit Ihnen zu sprechen." Verspürt er nicht schon ein gewisses Zittern, fühlt er nicht jezt schon seine Züge sich zu einem Armensündergesicht verziehen, nur weil man glauben könnte, er sei der, den die Sängerin mit ihrem lezten Worte angeklagt.

Und dann fiel ihm wieder ein, wie schädlich eine solche Gemüthsbewegung für seine Konstitution sei; ängstlich suchte er nach Fensterscheiben, um sich ruhig zu zählen, aber die Häuser und Straßen tanzten um ihn her, der Glockenthurm schien sich höhnisch vor ihm zu neigen, ein wahnsinniges Grauen umfaßte ihn, er rannte durch die Straßen, bis er erschöpft in seiner Behaußung niedersank, und seine erste Frage war, als er wieder ein wenig zu sich gekommen, ob nicht ein Polizeidiener nach ihm gefragt habe?

Als gegen Abend der Medizinalrath Lange zu seiner Kranken kam, fand er sie um vieles besser, als er sich gedacht hatte. Er sezte sich an ihrem Bette nieder und besprach sich mit ihr über diesen unglücklichen Vorfall. Sie hatte ihren Arm in die Kissen gestüzt, in der zartgeformten Hand lag ihr schöner Kopf. Ihr Gesicht war noch sehr bleich, aber selbst die Erschöpfung ihrer Kräfte schien ihr einen eigenthümlichen Reiz zu geben. Ihr dunkles Auge hatte Nichts von jenem Feuer, jenem Ausdruck verloren, der den Doktor, obgleich er ein bedächtiger Mann und nicht mehr in den Jahren war, wo Phantasie der Schönheit zu Hülfe kommt, schon früher von der Bühne aus angezogen hatte. Er mußte sich gestehen, daß er selten einen so schönen Kopf, ein so liebliches Gesicht gesehen hatte; ihre Züge waren nichts weniger als regelmäßig, und dennoch übten sie durch ihre Verbindung und Harmonie einen Zauber aus, für welchen er lange keinen Grund wußte; doch dem psychologischen Blicke des Medizinalrathes blieb dieser Grund nicht verborgen; es war jene Reinheit der Seele, jener Adel der Natur, was diese jungfräulichen Züge mit einem überraschenden Glanz von Schönheit übergoß. „Es scheint, Sie studiren meine Züge, Doktor," sprach die Sängerin lächelnd; „Sie sitzen so stumm und sinnend da, starren mich an, und scheinen ganz vergessen zu haben, was ich fragte. Oder ist es zu schrecklich, als daß ich es hören sollte? darf ich nicht erfahren, was die Stadt über mein Unglück sagt?"

„Was wollen Sie alle diese thörigten Vermuthungen hören, die müßige Menschen erfinden und weiter sagen? Ich habe eben darüber nachgedacht, wie rein sich Ihre Seele auf Ihren Zügen spiegle; Sie haben Frieden in sich, was kümmert Sie das Urtheil der Menschen?"

„Sie weichen mir aus," entgegnete sie, „Sie wollen mir entschlüpfen, indem Sie mir schöne Dinge sagen. Und mich sollte das Urtheil der Menschen nicht kümmern? welches rechtliche Mädchen darf sich so über die Gesellschaft, in welcher sie lebt, hinwegsetzen, daß es ihr gleich gilt, was man von ihr spricht? Oder glauben Sie etwa," sezte sie ernster hinzu, „ich werde Nichts darnach fragen, weil ich einem Stand angehöre, dem man nicht viel zutraut? Gestehen Sie nur, Sie halten mich für recht leichtsinnig?"

(Fortsetzung folgt.)

Der doppelte Schwur der Besserung.

(Schluß.)

Leichtsinnig wirft der wilde Mensch die glimmenden Kohlen seiner Sünden umher, und erst, wenn er im Grabe liegt, brennen hinter ihm die Hütten auf von seinen eingelegten Funken, und die Rauchsäule zieht als eine Schandsäule auf sein Grab und steht ewig darauf.

Heinrich konnte, sobald die Hoffnung der Genesung verschwand, die zerfallene Gestalt des Vaters vor Qualen nicht mehr anschauen; er hielt sich blos im nächsten Zimmer auf und kniete, während Ohnmachten mit dem väterlichen Leben spielten, wie ein Missethäter still und mit verbundenen Augen vor der Zukunft und vor dem zerschmetternden Schrei: Er ist todt!

Endlich mußte er vor den Kranken kommen, um Abschied zu nehmen und die Vergebung zu empfangen; aber der Vater gab ihm nur seine Liebe, aber nicht sein Vertrauen wieder und sagte: „Aendere dich, Sohn, aber versprich es nicht!"

Heinrich lag niedergedrückt von Schaam und Trauer im Nebenzimmer, als er, wie erwachend, seinen alten Lehrer, der auch der Lehrer seines Vaters gewesen, diesen einsegnen hörte, als ziehe schon die längste Nacht um das kalte Leben: „schlummere süß hinüber, sagte er, du tugendhafter Mensch, du treuer Schüler! Alle guten Vorsätze, die du mir gehalten, alle deine Sorge über dich und alle schöne Thaten müssen jezt wie hellrothe Abendwolken durch die Dämmerung deines Sterbens ziehen! Hoffe noch in deiner lezten Stunde auf deinen unglücklichen Heinrich, und lächle, wenn du mich hörst und wenn in deinem Herzen noch eine Entzückung ist."

Der Kranke konnte sich unter dem schweren, über ihn gewälzten Eise der Ohnmacht nicht ermannen, die gebrochene Sinne hielten die Stimme des Lehrers für die

Stimme des Sohnes und er stammelte: „Heinrich, ich sehe dich nicht, aber ich höre dich, lege deine Hand auf mich und schwöre ab, daß du besser wirst.“ Er stürzte herein zum Schwur, aber der Lehrer winkte ihm und legte die Hand auf das erkaltende Herz und sagte leise: ich schwöre in Ihrem Namen.

Aber plötzlich fühlt er das Herz gestorben und ausruhend von der langen Bewegung des Lebens. „Flieh, Unglücklicher, sagte er, er ist ohne Hoffnung gestorben!“

Heinrich floh aus dem Schlosse. O wie hätte er eine Trauer schauen oder theilen dürfen, die er selber über die väterlichen Freunde gebracht? Er ließ seinem Lehrer bloß das Versprechen und die Zeit der Wiederkehr zurück. Schwankend und laut weinend kam er ins englische Wäldchen, und sah die weißen Grabmäler wie bleiche Skelette die grüne Umlaubung durchschneiden. Aber er hatte nicht den Muth, die leere künftige Schlummerstätte des Vaters zu berühren; — er lehnte sich blos an die zweite Pyramide, die ein Herz bedeckte, das nicht durch seine Schuld gestorben war, das mütterliche, das schon lange still stand im Staube der zerfallenen Brust. Er durfte nicht weinen, und nicht geloben. Schweigend, gebückt und schwer trug er den Schmerz weiter. Ueberall begegneten ihm Erinnerungen des Verlustes und der Schuld — jedes Kind war eine, das dem Vater mit der hocheinhergetragenen Aehrenlese entgegen lief — jedes Geläute kam aus einer Todtenglocke — jede Grube war ein Grab — jeder Zeiger wies, wie auf jener königlichen Uhr *), nur auf die lezte väterliche Stunde.

Heinrich kam an. Aber nach fünf dunkeln Tagen voll Reue und Pein sehnte er sich zum Freunde des Vaters zurück und schmachtete, ihn durch die Erstlinge seiner Veränderung zu trösten. Der Mensch feiert seinen Geliebten ein schöneres Todtenfest, wenn er fremde Thränen trocknet, als wenn er seine vergießt; und der schönste Blumen- und Zypressenkranz, den wir an theure Grabmäler hängen können, ist ein Fruchtgewinde aus guten Thaten.

Er wollte erst Nachts mit seiner Schaamröthe in die Trauerwohnung treten. Als er durch das Wäldchen gieng, stand die weiße Pyramide des väterlichen Grabes schauerhaft zwischen dem lebendigen Gezweig, wie im Blau des reinen Himmels die graue Dampfwolke eines zusammengebrannten Dorfes schwimmt. Er lehnte das sinkende Haupt an die harte kalte Säule und konnte nur dumpf und sprachlos weinen, und im dunkeln, mit Martern angefüllten Herzen war kein Gedanke sichtbar. Hier stand er verlassen, keine sanfte Stimme sagte: Du bist genug gestraft. Das Rauschen des Wipfels schien ein Zürnen und die Dunkelheit ein Abgrund. Dieses so Unwiederbringliche im Verlust lagerte sich wie ein Meer weit um ihn, das niemals rückt und fällt.

Endlich erblickte er nach dem Fall einer Thräne einen sanften Stern am Himmel, der milde, wie das Auge eines himmlischen Geistes zwischen die Wipfel hereinblickte; da kam ein weicherer Schmerz in die Brust, er dachte an den Schwur der Besserung, den der Tod zerrissen hatte, und nun sank er langsam auf die Knie und blickte zum Stern hinauf und sagte: „O Vater, Vater! (Und die Wehmuth „erdrückte lange die Stimme) Hier liegt dein armes Kind „an deinem Grabe und schwöret Dir — Ja, reiner from„mer Geist, ich werde anders werden, nimm mich wieder „an! — Ach, könntest du ein Zeichen geben, daß du mich „gehöret hast!“

Es rauschte um ihn, — eine langsame Gestalt schlug die Zweige zurück, und sagte: „ich habe dich gehört und „ich hoffe wieder!“ Es war sein Vater.

Das Mittelding zwischen Tod und Schlaf, die Schwester des Todes, die Ohnmacht hatte wie ein gesunder tiefer Schlummer ihm das Leben wieder beschert; und er war dem Tode wieder entgangen. Guter Vater! und hätte der Tod dich in den Glanz der zweiten Welt getragen, dein Herz hätte nicht froher zittern und süßer überströmen können, als in dieser Auferstehungsminute, wo dein vom schärfesten Schmerze umgeänderter Sohn mit dem bessern an deines sank und die schönste Hoffnung eines Vaters wieder brachte. —

Aber ehe der Vorhang dieser kurzen Scene fällt, so frage ich euch, geliebte junge Leser: habt ihr Eltern, denen ihr die schönste Hoffnung noch nicht gegeben habt? O dann erinnere ich Euch, wie ein Gewissen, daran, daß einmal ein Tag kommen wird, wo ihr keinen Trost habt und wo ihr ausruft: „ach, sie haben mich am meisten ge„liebt, aber ich ließ sie ohne Hoffnung sterben und ich „war ihr lezter Schmerz!“ —

Gemälde aus der Vergangenheit und Gegenwart.

In Gallizien bewarb sich ein Jüngling um die Hand einer jungen Polin, deren Liebe er auch gewonnen hatte. Die Aeltern bestimmten schon den Tag ihrer Trauung. Nun brach in Warschau die Revolution aus. Geblendet von der Liebe, meinte jedoch der Jüngling, daß ihm die politischen Ereignisse kein Hinderniß zur Erfüllung seiner Wünsche in den Weg setzen werden. Die Polin meinte anders, und als sie erfuhr, daß er Vorbereitungen mache zu einem festlichen Hochzeitstage, so schrieb sie an ihn folgenden Brief:

„Mein Herr! Sie wissen, wie theuer Sie mir „sind, aber ich bin eine Polin. Als solche darf ich „das Vaterland Ihrer Hülfe nicht berauben, und ich „glaubte Ihren Charakter nicht genug erkannt zu ha-

*) Im chateau royal zu Versailles war sonst eine Uhr, die so lange, als der König lebte, stand, und auf die Todesstunde des vorigen zeigte, und nur ging, wenn wieder einer starb. (S. Sanders Reise 1. Bd.) Ein schöneres memento mori, als irgend eines! —

„ben, als ich erfuhr, daß Sie die Vaterlandsliebe der „Liebe zu meiner Person nachsetzten. Ich beschwöre „Sie, eilen Sie in die vaterländischen Reihen; nur „durch Warschau können Sie zu meiner Hand gelan„gen. Ich meinerseits schwöre Ihnen, daß kein an„derer Jüngling mich auch dann beglücken könnte, „wenn das Ungeschick es wollte, daß ich Sie als un„würdigen Sohn des Vaterlandes niemals sehen „könnte."

In zwei Stunden nach Empfang dieses Briefes war schon der Jüngling auf der Reise nach Warschau.

Nachruf an dem Grabe eines Freundes.

Bist Du schon in jene Regionen,
Deren Dunkel keine Weisheit theilt,
In das Land, wo die Entschlaf'nen wohnen,
In das räthselhafte Land geeilt?
Wecken Dich der Nachtigallen Lieder,
Wecket Dich kein Hauch der Blüthen mehr?
Ruf't Dich keine süße Stimme wieder
Zu dem sehnsuchtsvollen Herzen her?

Sprich, wo bist Du? Brausen am Gestade
Deiner Gegend Styx und Acheron?
Waltet sonder Milde, sonder Gnade
Dort Saturnus ewig düst'rer Sohn?
Richtet Mino's, ob zu sanftem Frieden,
Ob zur Plage man bestimmt dort sey?
Rauschen dort des Orkus Eumeniden?
Wird, was dort gebunden nimmer frei?
Gibt's Gefielde, wo auf Blumenpfaden
Glückliche der Wonne Hauch umweht?
Gibt's Gefielde, wo man mit Sokraten
Hand in Hand durch Rosenhaine geht?

Wo ein Friedrich mit den Mark-Aurelen
Aller Zeiten fest verbunden wird;
Wo die schönen Seelen sich vermählen,
Wo der Pfeil des Todes nicht mehr schwirrt?
Oder gibt's ein Paradies für Helden?
Träumte Odin? Träumte Ossian?
Fanden die Zertrümmerer von Welten
Ein Walhalla nur in ihrem Wahn?

O wo bist Du? Tönet aus der Ferne
Der geheimnißvollen Nacht kein Ton?
Oder schwebt in schimmervollem Sterne —
Sag' in welchem? — Deine Seele schon?
Ist ein schöner Traum von unsern Weisen
Wohl in jener Welt realisirt?
Sprich, wohin, wenn wir von hinnen reisen,
Uns der Genius des Todes führt?
Tönet Dir die Harmonie der Sphären,
Oder seraphinischer Gesang?
Hochgesang zu des Erhabenen Ehre,
Der auf Golgatha mit Leiden rang?
Rauschen dort Eloa's mächt'ge Schwingen
Wie ihn des Messias Sänger sah?
Und sind die, so „dreimal heilig" singen,
Ihrem Schöpfer und Messias nah'?

Ach ich träume, denn Du hörst die Frage,
Hörst die Stimme Deines Freundes nicht;
Gott! und hörst nicht Adonidens Klage,
Sieh'st nicht wie ihr Herz der Jammer bricht!
Weißt nicht mehr, wie wir auf Todtenhügeln
Sprachen von dem Hier und von dem Dort,
Abendlüftchen mit den Zitterflügeln
Schlüpften durch die Todtenkränze fort.
Deine und des Freundes Seele glühte
Von e höhter, schöner Phantasei;
Ach, wer dachte da, daß Deine Blüthe
Ihrem Welken schon so nahe sey?

Ruh' und schlaf' im Duft der Rosenpflanze!
Still und lieblich ist des Grabes Nacht,
Wie so mild in ihrem Zauberglanze
Luna auf den Schläfer niederlacht!
Aus den Rosen tönet Philomele
Den Gesang der Wehmuth sanft herauf,
Und bewegt hebt meine Seele
Durch die Thränen sich zum Himmel auf.

C h a r a d e.

Auf finsterem Fittich komm' ich geflogen,
Berausche die Sinne mit trüglichem Traum,
Und von des Gesetzes Urkraft gezogen,
Schweb' ich schnell durch der Welten Raum.
Es treibt mich, das ewige Licht zu erjagen,
Und wer ich bin, wird dir die erste sagen.

Im dunklen Laube ward ich geboren,
Die strahlende Sonne hat mich gezeugt,
Und schnell ist der Traum des Daseyns verloren,
Wenn mich der Blick der Mutter erreicht.
Im Dunkel nur kann ich mich fest begründen,
Mich werden die letzten der Sylben verkünden.

Bewegt von des Abends schmeichelnden Lüften
Steh' ich im Garten, die Blüthe gesenkt.
Ich küsse die Nacht mit balsamischen Düften,
Die mich mit stiller Liebe umfängt,
Doch glänz' ich nimmer im farbigen Kranze,
Kennst du mein still bescheid'nes Ganze?

Auflösung der Charade in Nro. 4: Galgenstrick.

Redigirt durch eine Gesellschaft Freunde der Literatur. Druck und Verlag von F. J. Rost in Zweibrücken.

Polyhymnia.



Nro. 6. Sonntag den 10. Februar 1833.

Die Sängerin.

(Fortsetzung.)

Nein, gewiß nicht; ich habe immer nur Schönes von Ihnen gehört, Mademoiselle Bianetti, von Ihrem stillen, eingezogenenen Leben, und daß Sie mit sicherer Haltung in der Welt stehen, obgleich Sie so einsam und mancher Kabale ausgesetzt sind. Aber warum wollen Sie gerade wissen, was die Menschen sagen? wenn ich nun als Arzt solche Neuigkeiten nicht für zuträglich hielt?"

„Bitte, Doktor, bitte, foltern Sie mich nicht so lange," rief sie, „sehen Sie, ich lese in Ihren Augen, daß man nicht gut von mir spricht. Warum mich in Ungewißheit lassen, die gefährlicher für die Ruhe ist, als die Wahrheit selbst?"

Diesen letzten Grund fand der Medizinalrath sehr richtig, und konnte in seiner Abwesenheit nicht irgend eine geschwätzige Frau sich eindringen, und noch Aergeres berichten, als er sagen konnte? „Sie kennen die hiesigen Leute," antwortete er, „B. ist zwar ziemlich groß, aber, du lieber Gott, bei einer Neuigkeit der Art zeigt es sich, wie kleinstädtisch man ist. Es ist wahr, Sie sind das Gespräch der Stadt, dieß kann Sie nicht wundern, und weil man nichts Bestimmtes weiß, so — nun so macht man sich allerhand seltsame Geschichten. So soll z. B. die männliche Maske, die man auf der Redoute mit Ihnen sprechen sah und die ohne Zweifel dieselbe ist, welche diese That begieng, ein —

„Nun reden Sie doch aus," bat die Sängerin in großer Spannung, „vollenden Sie!"

„Es soll ein früherer Liebhaber gewesen sein, der Sie in — in einer andern Stadt geliebt hat und aus Eifersucht umbringen wollte."

„Von mir das! o, ich Unglückliche!" rief sie schmerzlich bewegt, und Thränen glänzten in ihren schönen Augen; „wie hart sind doch die Menschen gegen ein so armes, armes Mädchen, das ohne Schutz und Hülfe ist! Aber reden Sie aus, Doktor, ich beschwöre Sie! es ist noch etwas Anderes zurück, das Sie mir nicht sagten. In welcher Stadt, sagen die Leute, soll ich —"

„Signora, ich hätte Ihnen mehr Kraft zugetraut," sprach Lange, besorgt über die Bewegung seiner Kranken. „Wahrlich, ich bereue es, nur so viel gesagt zu haben; ich hätte es nie gethan, wenn ich nicht fürchtete, daß Andere mir unberufen zuvorkämen."

Die Sängerin trocknete schnell ihre Thränen; „ich will ruhig seyn," sagte sie, wehmüthig lächelnd, „ich will ruhig seyn, wie ein Kind; ich will fröhlich seyn, als hätten mir diese Menschen, die mich jezt verdammen, ein tausendstimmiges Bravo zugerufen. Nur erzählen Sie weiter, lieber, guter Doktor!"

„Nun, die Leute schwatzen dummes Zeug," fuhr jener ärgerlich fort. „So soll, als Sie lezthin im Othello auftraten, in einer der ersten Ranglogen ein fremder Graf gewesen sein; dieser will Sie erkannt und vor etwa zwei Jahren in einem schlechten Hause gesehen haben. — Aber mein Gott, Sie werden immer bläßer —"

„Es ist Nichts, der Schein der Lampe fiel nur etwas matter herüber; weiter, weiter!"

„Nun dieses Gerede blieb von Anfang nur in den ersten Zirkeln, nach und nach kam es aber ins Publikum, und da dieser Vorfall hinzukömmt, verbindet man Beides und versetzt das frühere Verhältniß zu Ihrem Mörder in jenes berüchtigte Haus in Paris."

Auf den ausdrucksvollen Zügen der Kranken hatte während dieser Rede die tiefste Bläße mit flammender Röthe gewechselt. Sie hatte sich höher aufgerichtet, als solle ihr kein Wort dieser schrecklichen Kunde entgehen, ihr Auge haftete starr und brennend auf dem Mund des Arztes, sie athmete kaum, ihr Herz schien stillzustehen. „Jezt ist's aus," rief sie mit einem schmerzlichen Blick zum Himmel, indem Thränen ihrem Auge entstürzten, „jezt ist es aus, wenn er dies hörte, so war es zu viel für seine Eifersucht. Warum bin ich nicht gestern gestorben, ach! da hätte ich meinen guten Vater gehabt, und meine süße Mutter hätte mich getröstet über den Hohn dieser grausamen Menschen!"

Der Doktor staunte über diese räthselhaften Worte; er wollte eben ein tröstendes, besänftigendes Wort zu ihr sprechen, als die Thüre mit Geräusch aufflog, und ein großer, junger Mann hereinfuhr. Sein Gesicht war auffallend schön, aber ein wilder Troß verfinsterte seine Züge, sein Auge rollte, sein Haar hieng verwildert um die Stirne. Er hatte ein großes zusammengerolltes Notenblatt in der Faust, mit welchem er in der Luft herum fuhr und gleichsam agirte, ehe er Athem zum Sprechen fand. Bei seinem Anblick schrie die Sängerin laut auf, der Doktor glaubte anfangs aus Angst, aber es war Freude, denn ein holdes Lächeln zog um ihren Mund, ihr Auge glänzte ihm durch Thränen entgegen, „Carlo!" rief sie, „Carlo! endlich kommst Du, nach mir zu sehen!"

„Elende!" rief der junge Mann, indem er majestätisch den Arm mit der langen Notenrolle nach ihr ausstreckte; „laß ab von deinem Sirenengesang, ich komme, — Dich zu richten!"

„O, Carlo!" unterbrach ihn die Sängerin, und ihre Töne klangen schmelzend und süß wie die Klänge der Flöte, „wie kannst Du so zu deiner Giuseppa sprechen!"

Der junge Mann wollte mit tragischem Pathos antworten, aber der Doktor, dem dieser Auftritt für seine Kranke zu angreifend schien, warf sich dazwischen. „Werthester Herr Carlo," sagte er, indem er ihm eine Prise bot, belieben Sie zu bedenken, daß Mademoiselle in einem Zustand ist, wo solche Scenen allzusehr ihre schwachen Nerven afficiren!"

Jener schaute ihn groß an und wandte die Notenrolle gegen ihn; „wer bist Du, Erdenwurm!" rief er mit tiefer, dröhnender Stimme; „wer bist Du, daß Du dich zwischen mich stellst und meinen Zorn?"

„Ich bin der Medizinalrath Lange," entgegnete dieser und schlug die Dose zu, „und in meinen Titeln befindet sich Nichts von einem Erdenwurme. Ich bin hier Herr und Meister, so lange Signora krank ist, und ich sage Ihnen im Gutem, packen Sie sich hinaus, oder moduliren Sie Ihr presto assai zu einem anständigen larghetto."

„O, lassen Sie ihn doch, Doktor," rief die Kranke ängstlich, „lassen Sie ihn doch, bringen Sie ihn nicht auf! er ist mein Freund, Carlo wird mir nichts Böses thun, was ihm auch die schlechten Menschen wieder von mir gesagt haben."

„Ha! Du wagst es noch zu spotten! Aber wisse, ein Blitzstrahl hat die Thore deines Geheimnisses gesprengt und hat die Nacht erhellt, in welcher ich wandelte. Also darum sollte ich nicht wissen, was Du warst, woher Du kamst? darum verschlossest Du mir den Mund mit deinen Küssen, wenn ich nach deinem Leben fragte? Ich Thor! daß ich von einer Weiberstimme mich bezaubern ließ, und nicht bedachte, daß sie nur Trug und Lug ist! Nur im Gesang des Mannes wohnt Kraft und Wahrheit. Ciel! wie konnte ich mich von den Rouladen einer Dirne bethören lassen!"

„O Carlo," flüsterte die Kranke, „wenn Du wüßtest, wie deine Worte mein Herz verwunden, wie dein schrecklicher Verdacht noch tiefer dringt, als der Stahl des Mörders!"

„Nicht wahr, Täubchen," schrie jener mit schrecklichem Lachen, „deine Amorosi sollten blind sein, da wäre gut mit ihnen spielen? Der Pariser muß doch ein wackerer Kerl sein, daß er endlich doch noch das fromme Täubchen fand!"

„Jezt aber wird es mir doch zu bunt, Herr," rief der Doktor und packte den Rasenden am Rock; „auf der Stelle marschir' Er sich zum Zimmer hinaus, sonst werde ich die Hausleute rufen, daß sie Ihn expediren."

„Ich gehe schon, Erdenwurm, ich gehe," schrie jener und stieß den Medizinalrath zurück, daß er ganz bequem in einen Fauteuil niedersaß; „ja, ich gehe, Giuseppa, um nimmer wiederzukehren. Lebe wohl oder stirb lieber, Unglückliche, verbirg deine Schmach unter der Erde. Aber jenseits verbirg deine Seele an einen Ort, wo ich Dir nie begegnen möge; ich würde der Seeligkeit fluchen, wenn ich sie mit Dir theilte, weil Du mich hier so schändlich um meine Liebe, um mein Leben betrogen." Er rief es, indem er noch etwas weniges mit den Noten agirte, aber sein wildes, rollendes Auge schmolz in Thränen, als er den lezten Blick auf die Geliebte warf, und schluchzend rannte er aus dem Zimmer.

„Ihm nach, halten Sie ihn auf," rief die Sängerin, „führen Sie ihn zurück, es gilt meine Seligkeit!"

„Mit nichten, Werthgeschätzte, entgegnete Doktor Lange, indem er sich aus seinem Lehnstuhl aufrichtete, „diese Scene darf nicht fortgespielt werden. Ich will Ihnen etwas Niederschlagendes aufschreiben, das Sie alle Stunden zwei Eßlöffel voll einnehmen werden."

Die Unglückliche war in ihre Kissen zurückgesunken und ihre Kräfte waren erschöpft, sie verlor das Bewußtsein von Neuem.

Der Doktor rief jezt das Mädchen und suchte mit ihrer Hülfe die Kranke wieder ins Leben zurückzubringen, doch konnte er sich nicht enthalten, während er die Essenzen einflößte, das Mädchen tüchtig auszuschmälen. „Habe ich nicht befohlen, man solle Niemand, gar Niemand hereinlassen, und jezt läßt man diesen Wahnsinnigen zu, der Ihr braves Fräulein beinahe zum zweiten Male ums Leben brachte."

„Ich habe gewiß sonst Niemand hereingelassen," sprach die Zofe weinend; „aber ihn konnte ich doch nicht abweisen; sie schickte mich ja heute schon dreimal in sein Haus, um ihn zu beschwören, nur auf einen kleinen Augenblick zu kommen, ich mußte ja sogar sagen, sie sterbe und wolle ihn vor ihrem Tode nur noch ein einziges Mal sehen!"

„So? und wer ist denn dieser —"

Die Kranke schlug die Augen auf. Sie sah bald den Doktor, bald das Mädchen an, ihre Blicke irrten suchend durch's Zimmer. „Er ist fort, er ist auf ewig hin," flüsterte sie; „ach lieber Doktor, gehen Sie zu Bolnau!"

„Aber, mein Gott, was wollen Sie nur von meinem unglücklichen Kommerzienrath, er hat sich über Ihre Geschichte schon genug alterirt, daß er zu Bette liegen muß; was kann denn er Ihnen helfen?"

„Ach, ich habe mich versprochen," erwiederte sie, „zu dem fremden Kapellmeister sollen Sie gehen, er heißt Boloni und logirt im Hôtel de Portugal."

„Ich erinnere mich, von ihm gehört zu haben," sprach der Doktor, „aber was soll ich bei diesem thun?"

„Sagen Sie ihm, ich wolle ihm Alles sagen, er soll nur noch einmal kommen — doch nein, ich kann es ihm nicht selbst sagen; Doktor, wenn Sie — ja ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich will Ihnen Alles sagen, und dann sagen Sie es wieder dem Unglücklichen, nicht wahr?"

„Ich stehe zu Befehl; was ich zu Ihrer Beruhigung thun kann, werde ich mit Freuden thun."

„Nun so kommen Sie Morgen frühe, ich kann heute nicht mehr so viel sprechen. Adieu, Herr Medizinalrath; doch noch ein Wort; Babette, gib dem Herrn Doktor sein Tuch!"

Das Mädchen schloß einen Schrank auf und reichte dem Doktor ein Tuch von gelber Seide, das einen starken, angenehmen Geruch im Zimmer verbreitete.

„Das Tuch gehört nicht mir," sprach Jener, „Sie irren sich, ich führe nur Schnupftücher von Leinwand."

„Unmöglich!" entgegnete das Mädchen; „wir fanden es heute Nacht am Boden; in's Haus gehört es nicht, und sonst war noch Niemand da als Sie."

Der Doktor begegnete den Blicken der Sängerin, die erwartungsvoll auf ihm ruhten. „Könnte nicht dieses Tuch jemand Anders entfallen sein?" fragte er mit einem festen Blick auf sie. (Fortsetzung folgt.)

Vater-Liebe.

Herr v. Loizerolles wurde in Paris im Jahr 1733 geboren. Durch seltene Verdienste stieg er nach und nach zu den ansehnlichsten Aemtern empor. Im Jahr 1793, dem schrecklichsten der französischen Revolution, mußte er als Adelicher mit seinem Sohne ins Gefängniß wandern. Man brachte sie nach Sanct Lazarus. Um diese Zeit hatten die Häupter der Revolution den höllischen Plan ausgesonnen, durch das Vorgeben einer Verschwörung in den Gefängnissen sich der Gefangenen zu entledigen. Der Anfang wurde mit den Gefangenen in Luxemburg gemacht, und Tags darauf (am 26. April 1794) erschien der Gerichtsdiener des Revolutionstribunals, die Todesliste in der Hand, in St. Lazarus. Der Name Loizerolles wurde abgelesen. Es war der Sohn, welcher auf der Liste stand, der Vater zögerte aber keinen Augenblick, hervorzutreten und sich zum Opfer anzubieten. Stillschweigend ließ er sich nach der Conciergerie bringen, wo man ihm die Anklagsacte vorlegte, die auf Loizerolles, den Sohn lautete. Des andern Tags wurde er mit fünf und zwanzig Unglücksgefährten vor das Tribunal geführt. Der Secretär des Tribunals, Coffinthal, strich mit der größten Kälte den Namen des Sohnes Franz Simon in seinem Protokolle durch, setzte dafür den Namen des Vaters Johann hin, machte aus den zwei und zwanzig Jahren des Alters ein und sechzig, und änderte eben so die Bezeichnung des Standes.

Ruhig und sogar freudig ging Loizerolles dem Tode entgegen, und rief bei dem Anblick des Karrns, der ihn zur Guillotine führte: Gott Lob, es ist mir gelungen.

Den andern Tag wurde Robespierre nebst seinen Mitschuldigen gestürzt und der junge Loizerolles war gerettet.

Alexander in Afrika.

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg, noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen und goldenes Brod vor. — „Esset ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Nein, aber ich stelle mir vor, antwortete der Beherrscher, genießbare Speisen hättest du in deinem Lande auch finden können. Warum bist du denn zu uns gekommen? — „Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt," sprach Alexander, „aber eure Sitten möchte ich kennen lernen." — Nun wohl, erwiederte jener, so weile denn bei uns, so lange es dir gefällt.

Indem sie sich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: Ich habe von diesem Mann ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein, denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht den darin verborgenen Schatz, und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wieder nehmen. Der Beklagte antwortete: „Ich bin eben so gewissenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut sammt Allem, was darin verborgen war, verkauft, also auch den Schatz." Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden habe, und nach einiger Ueberlegung sprach er: „Du hast einen Sohn, Freund?" — Ja! — „Und du eine Tochter?" — Ja! — „Eure Kinder lieben sich? — O sehr! — „Nun wohl, dein Sohn soll deine Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heirathgut bekommen." Alexander schien betroffen. „Ist etwa mein Ausspruch ungerecht?" fragte der Beherrscher. O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. „Wie würde denn

die Sache in euerm Lande geschlichtet worden sein?" fragte jener. Die Wahrheit zu gestehen, antwortete Alexander, wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten und den Schatz für den König in Besitz genommen haben. „Für den König?" fragte der Beherrscher voller Bewunderung. „Scheinet auch die Sonne auf jene Erde?" O ja; — „Regnet es dort?" — Allerdings! — „Sonderbar! gibt es auch zahme krautfressende Thiere dort?" — Von mancherlei Art." — „Nun, sprach der Beherrscher, so wird wohl das allgütige Wesen um der unschuldigen Thiere willen in euerm Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Ihr verdient es nicht."

Er hat einen Zopf.

Oefters ist die Frage aufgeworfen: woher es wohl komme, daß man, statt: er hat sich betrunken, manchmal zu sagen pflegte: er hat einen Zopf? — Ein Gelehrter hat hierüber folgende Vermuthung geäußert.

Es gab eine Zeit für uns Deutsche, wo wir alle unsere Moden aus Frankreich und namentlich aus Paris erhielten, und sclavisch nachahmten. Die Höfe Ludwigs XIV. und XV. dienten allen andern Höfen, den größten wie den kleinsten, zum Muster. Die dort herrschende Etiquette wurde der Coder für alle übrige. Da man am Hofe zu Versailles nur in einem Zopf erscheinen durfte, so verbreitete sich die Mode des Zopftragens bald durch alle Stände, die Anspruch auf feine Lebensart machten, und es wäre wider den Anstand gewesen, in einer Gesellschaft von gutem Tone sich ohne ein solches Anhängsel zu zeigen. Bei allen Festgelagen stellte man sich also mit einem Zopf geschmückt ein, und da bei solchen, nach alter deutscher Sitte, wacker gezecht wurde, so konnte es nicht fehlen, daß mancher Eingeladene mit einem Rausche heimkehrte. Sah man daher einen Betrunkenen, so sagte man: er hat einen Zopf, in der Voraussetzung, daß er von einem Gastmahle käme.

Der Eislauf.

(Lied, nach der Melodie von Th. Körner's „Männer und Buben" zu singen.)

Es winket das Eis zum köstlichen Schmaus,
Wer hält es noch länger zu Hause aus?
Pfui über dich Weichling hinter dem Heerde,
Wahre dich Memme vor Frost und Gefährde,
Bist doch ein feiger erbärmlicher Wicht,
Ein teutsches Mädchen küßt dich nicht,
Des Lebens Freude lacht dir nicht,
Und Jugendkraft beseelt dich nicht.
Frisch hinan,
Mann für Mann,
Wer dem Winter trotzen kann!

Wenn wir im jugendlich kühnen Tanz
Wetteifern beim leuchtenden Mondesglanz,
Magst du an weichlichem Spiel dich ergötzen,
In Damenzirkeln die Nase wetzen.
Bist doch rc.

Wenn wir mit dem Fuße, beflügelt von Stahl,
Hinschleudern die Blitze ohne Zahl:
Magst du des Winters Strenge fühlen
Und dich in Tücher und Pelze hüllen.
Bist doch rc.

Wenn wir im Trotze der Jugendkraft
Hinschwinden über dem grundlosen Schacht,
Magst du am Ofen Systeme erwittern,
Und vor der Menschheit Schwächen erzittern
Bist doch rc.

Und haben vollbracht wir den männlichen Lauf,
So frischet das Leben von Neuem sich auf:
Du aber magst in der Jugend Tagen
Ein Greis, über Schmerzen und Podagra klagen.
Bist doch ein feiger erbärmlicher Wicht,
Ein teutsches Mädchen küßt dich nicht,
Des Lebens Freude lacht dir nicht,
Und Jugendkraft beseelt dich nicht.
Frisch hinan,
Mann für Mann
Wer dem Winter trotzen kann!

Hdbg. Gerh. L......

Räthsel.

Rastlos und mit gleichem Streben,
Von des Lebens Anfang an,
Eil' ich pfeilschnell durch das Leben
Meine nie durchmess'ne Bahn.
Kronen sinken, Monumente
Modern unter meinem Gang,
Und nach meiner Laufbahn Ende
Späht man schon Jahrhundert lang.
Brech' ich Vesten auch und Erz
Und was Menschenfleiß erfunden;
Gieß' ich Balsam doch in Wunden,
Ruh' ins gramumfang'ne Herz.
Vieles, was ich heute gründe,
Beugt sich morgen unter mir —
Pfeilschnell nah' ich, pfeilschnell schwinde
Ich so eben auch von dir.

Auflößung der Charade in Nro. 5: Nachtschatten.

Redigirt durch eine Gesellschaft Freunde der Literatur.

Druck und Verlag von F. J. Rost in Zweibrucken.

Polyhymnia.

Blätter zur Erheiterung und Belehrung.

Nro. 7. Sonntag den 17. Februar 1833.

Die Sängerin.

(Fortsetzung.)

„Zeigen Sie her," erwiederte sie ängstlich, „daran hatte ich noch nicht gedacht." Sie untersuchte das Tuch und fand in der Ecke einen verschlungenen Namenszug; sie erbleichte, sie fing an zu zittern.

„Es scheint, Sie kennen dieses Tuch und die Person, die es verloren hat," fragte Lange weiter; „es könnte zu Etwas führen; darf ich es nicht mit mir nehmen? darf ich Gebrauch davon machen?"

Guiseppa schien mit sich zu kämpfen; bald reichte sie ihm das Tuch, bald zog sie es ängstlich und krampfhaft zurück. „Es sey," sagte sie endlich; „und sollte der Schreckliche noch einmal kommen und mein wundes Herz diesmal besser treffen, ich wage es; nehmen Sie, Doktor. Ich will Ihnen morgen Erläuterungen zu diesem Tuche geben."

Man kann sich denken, wie ausschließlich diese Vorfälle die Seele des Medizinalraths Lange beschäftigten. Seine sehr ausgebreitete Praxis war ihm jetzt eben so sehr zur Last, als sie ihm vorher Freude gemacht hatte, denn verhinderten ihn nicht die vielen Krankenbesuche, die er vorher zu machen hatte, die Sängerin am andern Morgen recht bald zu besuchen, und jene Aufschlüsse und Erläuterungen zu vernehmen, denen sein Herz ungeduldig entgegen pochte? Doch zu Etwas waren diese Besuche in dreißig bis vierzig Häusern gut, er konnte, wie er zu sagen pflegte, hinhorchen, was man über die Bianetti sage, vielleicht konnte er auch über ihren sonderbaren Liebhaber, den Kapellmeister Boloni, Eines oder das Andere erfahren.

Ueber die Sängerin zuckte man die Achseln. Man urtheilte um so unfreundlicher über sie, je ärgerlicher man darüber war, daß so lange nichts Offizielles und Sicheres über ihre Geschichte in's Publikum komme. Ihre Neider, — und welche ausgezeichnete Sängerin, wenn sie dazu schön und Achtzehn alt ist, hat deren nicht genug? — ihre Neider gönnten ihr Alles und machten hämische Bemerkungen; die Gemäßigten sagten: so ist es mit solchem Volke; einer Deutschen wäre dies auch nicht passirt. Ihre Freunde beklagten sie, und fürchteten für ihren Ruf beinahe noch mehr als für ihre Gesundheit. Das arme Mädchen! dachte Lange, und beschloß um so eifriger ihr zu dienen.

Vom Kapellmeister wußte man wenig, weder Schlechtes noch Gutes. Er war vor etwa drei Vierteljahren nach B. gekommen, hatte sich im Hôtel de Portugal ein Dachstübchen gemiethet, und lebte sehr eingezogen und mäßig. Er schien sich von Gesangstunden und musikalischen Kompositionen zu nähren. Alle wollten Uebrigens Etwas Ueberspanntes, Hochfahrendes an ihm bemerkt haben; die, welche ihn näher kennen gelernt hatten, fanden ihn sehr interessant, und schon mancher Musikfreund soll sich ein Couvert an der Abendtafel im Hôtel de Portugal bestellt haben, nur um seine herrliche Unterhaltung über die Musik zu genießen. Aber auch diese kamen darin überein, daß es mit Boloni nicht ganz richtig sey, denn er vernachläßigte, verachtete sogar den weiblichen Gesang, während er mit Entzücken von Männerstimmen, besonders von Männerchören spreche. Er hatte übrigens keine näheren Bekannten, keinen Freund; von seinem Verhältniß zur Sängerin Bianetti schien Niemand Etwas zu wissen.

Den Kommerzienrath Bolnau fand er noch unwohl und im Bette; er schien sehr niedergeschlagen und sprach mit unsicherer, heiserer Stimme allerlei Unsinn über Dinge, die sonst gänzlich außer seinem Gesichtskreise lagen. Er hatte eine Sammlung berühmter Rechtsfälle um sich her, in welcher er eifrig studierte; die Frau Kommerzienräthin behauptete, er habe die ganze Nacht darin gelesen und hie und da schrecklich gewinselt und gejammert. Seine Lektüre betraf besonders die unschuldig Hingerichteten, und er äußerte gegen den Medizinalrath, es liege eigentlich für den Menschenfreund ein großer Trost in der Langsamkeit der deutschen Justiz; denn es lasse sich erwarten, daß, wenn ein Prozeß zehn und mehrere Jahre dauere, die Unschuld doch leichter an den Tag komme, als wenn man heute gefangen und morgen gehangen werde.

Die Sängerin Bianetti, für welche der Doktor endlich ein Stündchen erübrigt hatte, war düster und nieder-

geschlagen, als sei keine Hoffnung mehr für sie auf Erden. Ihr Auge war trübe, sie mußte viel geweint haben, die Wunde war über alle Erwartung gut; aber mit ihrem zunehmenden körperlichen Wohlbefinden schien die Ruhe und Gesundheit ihrer Seele zu schwinden. „Ich habe lange darüber nachgedacht," sagte sie, „und fand, daß Sie, lieber Doktor, doch auf höchst sonderbare Weise in mein Schicksal verwebt werden. Ich kannte Sie vorher nicht, ich gestehe, ich wußte kaum, daß ein Medizinalrath Lange in B. existire. Und jezt, da ich mit einem Schlage so unglücklich geworden bin, sendet mir Gott einen so theilnehmenden, väterlichen Freund zu."

„Mademoiselle Bianetti," erwiederte Lange, „der Arzt hat an manchem Bette mehr zu thun, als nur den Puls an der Linken zu fühlen, Wunden zu verbinden und Mixturen zu verschreiben. Glauben Sie mir, wenn man so allein bei einem Kranken sitzt, wenn man den innern Puls der Seele unruhig pochen hört, wenn man Wunden verbinden möchte, die Niemand sieht, da wird auf wunderbare Weise der Arzt zum Freunde, und der geheimnißvolle Zusammenhang zwischen Körper und Seele scheint auch in diesem Verhältnisse auffallend zu wirken."

„So ist es," sprach Giuseppa, indem sie zutraulich seine Hand faßte; „so ist es, und auch meine Seele hat einen Arzt gefunden. Sie werden vielleicht viel für mich thun müssen. Es möchte sein, daß Sie sogar vor den Gerichten in meinem Namen handeln müssen. Wenn Sie einem armen Mädchen, das sonst gar keine Stütze hat, dies große Opfer bringen wollen, so will ich mich Ihnen entdecken."

„Ich will es thun," sprach der freundliche Alte, indem er ihre Hand drückte.

„Aber bedenken Sie es wohl; die Welt hat meinen Ruf angegriffen, sie klagt mich an, sie richtet, sie verdammt mich. Wenn nun die Menschen auch auf Sie höhnisch deuten, daß Sie der verrufenen Sängerin, der schlechten Italienerin, ach! meiner sich angenommen haben, werden Sie das ertragen können?"

„Ich will es," rief der Doktor mit Ernst und Heftigkeit. „Erzählen Sie!"

Mein Vater, erzählte die Sängerin, war Antonio Bianetti, ein berühmter Violinspieler, der Ihnen aus jüngeren Jahren nicht unbekannt sein kann, denn sein Ruf hatte durch die Concerte, die er an Höfen und in großen Städten gab, sich überall verbreitet. Ich kann mir ihn nur noch aus meiner frühesten Kindheit denken, wie er mir die Scala vorzeigte, die ich schon im dritten Jahre sehr richtig nachsang. Meine Mutter war zu ihrer Zeit eine vorzügliche Sängerin gewesen und pflegte in den Concerten des Vaters einige Arien und Canzonetten vorzutragen. Ich war vier Jahre alt, als mein Vater auf der Reise starb und uns in Armuth zurückließ. Meine Mutter mußte sich entschließen, durch Singen uns fortzubringen. Sie heirathete nach einem Jahre einen Musiker, der ihr von Anfang sehr geschmeichelt haben soll, nachher aber zeigte es sich, daß er sie nur geheirathet, um ihre Stimme zu benützen. Er wurde Musikdirektor in einer kleinen Stadt im Elsaß, und da fieng erst unser Leiden recht an.

Meine Mutter bekam noch drei Kinder und verlor ihre Stimme so sehr, daß sie beinahe keinen Ton mehr singen konnte. Dadurch war die größte Geldquelle meines Stiefvaters versiegt, denn seine Concerte waren nur durch meine Mutter glänzend und zahlreich gewesen. Er plagte sie von jezt an schrecklich; mir wollte er gar nicht mehr zu essen geben, bis er endlich auf ein Mittel verfiel, mich brauchbar zu machen. Er marterte mich ganze Tage lang und geigte mir die schwersten Sachen von Mozart, Gluck, Rossini und Spontini ein, die ich dann Sonntag Abends mit großem Applaus absang; das arme Schepperl, so hatte man meinen Namen Giuseppa verketzert, wurde eins jener unglücklichen Wunderkinder, denen die Natur ein schönes Talent zu ihrem größten Unglück gegeben hat; der Grausame ließ mich alle Tage singen, er peitschte mich, er gab mir Tage lang Nichts zu essen, wann ich nicht richtig intonirt hatte; die Mutter aber konnte meine Qualen nicht mehr lange sehen, es war, als ob ihr Leben in ihren stillen Thränen dahin fließe; an einem schönen Frühlingsmorgen fanden wir sie todt. Was soll ich Sie von den Marterjahren unterhalten, die jezt anfingen? Ich war eilf Jahre alt und sollte die Haushaltung führen, die kleinen Geschwister erziehen, und dabei noch singen lernen für die Concerte! Es war eine Qual der Hölle!

Um diese Zeit kam oft ein Herr zu uns, der dem Vater immer einen Sack voll Fünffrankenstücke mitbrachte. Ich kann nicht ohne Grausen an ihn denken. Es war ein großer, hagerer Mann von mittlerem Alter, er hatte kleine blinzelnde, graue Augen, die ihn durch ihren unangenehmen, stechenden Ausdruck vor allen Menschen, die ich je gesehen, auszeichneten. Mich schien er besonders liebgewonnen zu haben. Er lobte, wenn er kam, meine Größe, meinen Anstand, mein Gesicht, meinen Gesang. Er setzte mich auf seine Knie, obgleich mich ein unwillkührliches Grauen von ihm wegdrängte; er küßte mich, troß meines Schreiens, er sagte wohlgefällig: „noch zwei — drei Jahr, dann bist Du fertig, Schepperl!" Und er und mein Stiefvater brachen in ein wildes Lachen bei dieser Prophezeihung aus. An meinem fünfzehnten Geburtsfest sagte mein Stiefvater zu mir: „Höre, Schepperl: Du hast Nichts, Du bist Nichts, ich geb Dir Nichts, ich will Nichts von Dir, habe auch hinlänglich genug an meinen drei übrigen Ranken; die Christel (meine Schwester) wird jezt statt Deiner das Wunderkind. Was Du hast, dein bischen Gesang, hast Du von mir, damit wirst Du dich fortbringen. Der

Onkel in Paris will dich übrigens aus Gnade in sein Haus aufnehmen." „Der Onkel in Paris?" rief ich staunend, denn bisher wußte ich Nichts von einem solchen. „Ja der Onkel in Paris," gab er zur Antwort, „er kann alle Tage kommen."

Sie können sich denken, wie ich mich freute; es ist jezt drei Jahre her, aber noch heute ist die Erinnerung an jene Stunden so lebhaft in mir, als wäre es gestern gewesen. Das Glück aus dem Hause meines Vaters zu kommen, das Glück meinen Onkel zu sehen, der sich meiner erbarme, das Glück, nach Paris zu kommen, wo ich mir den Siz des Putzes und der Seligkeit dachte, — ich war berauscht von so vielem Glück; so oft ein Wagen fuhr, sah ich hinaus, ob nicht der Onkel komme, mich in sein Reich abzuholen. Endlich fuhr eines Abends ein Wagen vor unserem Hause vor. „Das ist dein Onkel," rief der Vater, ich flog hinab, ich breitete meine Arme aus nach meinem Erretter — grausame Täuschung! es war der Mann mit den Fünffrankenstücken. (Fortsetzung folgt.)

Gemälde aus der Vergangenheit und Gegenwart.

Napoleon bei den Vorposten von Bautzen.

Ich stand mit 30 Uhlanen hinter einem kleinen Hügel auf Vorposten, etwa einen Pistolenschuß weit von einem Piket Kosaken entfernt. Um 3 Uhr sandte mir der Adjutant des Generals La Bruyère folgenden Befehl: „Napoleon wird die Posten besuchen; die Soldaten dürfen nicht die mindeste Bewegung machen, welche die Anwesenheit des Kaisers verrathen könnte; sie sollen sich nicht um ihn kümmern und bei ihren Beschäftigungen bleiben." — Um 3½ Uhr stellten sich zwei Schwadronen der Garde-Uhlanen eine halbe Viertelstunde hinter meinem Posten auf, und vier Personen näherten sich im Schritte dem Orte, wo wir uns befanden. Die Kosaken, welche uns gegenüber sich befanden, merkten, wie es schien, nichts von diesen Bewegungen und fuhren ruhig fort, ihre Pferde zu beschicken. — Bald sah ich Napoleon in einem grauen Mantel und mit einem kleinen dreieckigen Hut, ohne ein sonstiges militärisches Abzeichen, auf den Hügel zukommen, wo ich stand. Er hatte die Marschälle Berthier und Ney und unseren Divisions-General La Bruyère bei sich. Sie stiegen hinter dem Hügel ab, und da sie weder Bediente noch Ordonnanzen bei sich hatten, so hielt ihnen mein Unteroffizier die Pferde. Dem erhaltenen Befehle gemäß, schienen meine Soldaten die Angekommenen gar nicht zu bemerken. Ich ging mit der Pfeife in der Hand auf dem Hügel spazieren, grüßte den Kaiser durch das Berühren meines Tschako's und setzte dann meine Promenade ruhig fort. Die vier Personen legten sich auf die Erde nieder, Berthier entrollte eine Karte und überreichte dem Kaiser ein Fernglas. — Nachdem sie eine Zeit lang, die Karte betrachtend, mit einander gesprochen hatten, kniete La Bruyère nieder, und Napoleon, das Fernrohr auf des Generals rechte Schulter legend, beobachtete eine Viertelstunde lang die Stellung der Russen, die Stadt Bautzen, welche uns gerade gegenüber lag, und die Höhen, wo man Kanonen und russische Infanterie sah. Hierauf erhoben sie sich alle und Napoleon rief mich zu sich. „Dienen Sie schon lange?" fragte er mich. — „Es ist mein Handwerk, Sire, ich war noch nicht 16 Jahre alt, als ich mit den Kugeln Bekanntschaft machte." — „Was halten Sie von den Kosaken?" — „Es sind gute Soldaten, aber besser im Felddienste zu gebrauchen, als in der Schlacht." — „Das ist richtig. Haben Sie sich schon gegen russische Infanterie geschlagen?" „Ja, Sire, eine gute Infanterie und werth, sich mit der Ew. Majestät zu messen." — „Er hat recht", sagte Napoleon, sich an Ney wendend. — Der Kaiser fragte darauf, ob ich Deutsch verstände, und als ich dies bejahte, befahl er mir, ihm aus dem naheliegenden Dorfe den ersten besten Bauer herzuholen. Es gelang mir dies nicht ohne Schwierigkeit; ich lud den Bauer hinten auf mein Pferd, und brachte ihn so dem Kaiser. „Bravo, Herr Offizier", sagte Napoleon, „ich danke Ihnen." Der Kaiser kehrte dem Bauer den Rücken zu, Ney übersetzte die Fragen. „Ist viel Wasser dort in jenem Graben rechts (auf dem linken Flügel der Russen?" — „Nicht höher, als bis ans Knie", antwortete der Bauer. — „Bist Du zuweilen mit Deinem Wagen durchgefahren?" „Immer außer im Frühjahr und Herbst, wenn wir hoch Wasser haben." — „Kann man überall gleich gut durchfahren?" — „Nein, an mehreren Stellen sind zu viel Steine; aber von der kleinen Brücke ab rechts ist 4 Meilen lang der Boden gut." — Napoleon schien mit diesen Antworten sehr zufrieden; man sah, daß er guter Laune war. Er verlangte Geld von Berthier, nahm eine Hand voll Napoleonsd'or und gab sie dem Bauer mit den Worten: „Da, trink' auf die Gesundheit des Kaisers der Franzosen!" — Napoleon befahl darauf Berthier, jedem meiner Soldaten einen Napoleonsd'or zu geben. „Berthier", sagte dann der Kaiser, „schreiben Sie den Namen des Offiziers auf." Dann, zu Pferde steigend, wandte er sich noch an mich und fügte hinzu: „Ich habe mit Ihren Soldaten über Sie gesprochen, ich bin zufrieden mit Ihnen, wenn Sie etwas wünschen, wenden Sie sich direkt an mich, und erinnern Sie mich an unsere Bekanntschaft bei Bautzen. Adieu, ich wünsche, daß Sie bald Capitain werden mögen." Ich grüßte, mich verbeugend, und sie kehrten im Schritte zu den Garde-Uhlanen zurück, welche die ganze Zeit über auf demselben Fleck gehalten hatten. — Eine Stunde darauf lösten mich reitende Jäger ab. Ich kam bei meinem Regimente an, und die ersten Worte, mit denen mich mein Obrist empfing, waren: „Guten Tag, Capitain!" Mein

Avancement war dem Regimente schon angezeigt worden. Um dasselbe zu feiern, leerte ich einige Flaschen guten Weins mit meinen Kameraden, und einige Stunden später warfen wir uns den Kugeln entgegen, die weder Capitain noch Lieutenant verschonen.

Der weise Perser.

Den weisen Perser zog der hohe Ruf
Der Weltbezwingerin nach Rom.
Die schimmernden Palläste, wie den Glanz
Der hehren Tempel, und die kühnen Bogen
Der Sieger — Alles, was die goldne Kunst
In ihrer höchsten Blüte schuf — die Pracht,
Die aus der Hand der hohen Meister quoll,
Maß er mit ernstem Blick. Beschritt die Hallen
Der Kaiserburg — ein Purpurmantel deckt
Den stolzen Herrscher — majestätisch naht
Er sich dem hohen Fremden, dessen Ruf
Bis an des Thrones Stufen hingedrungen.
„Sei mir gegrüßt im alten Rom, Phormidas.
„Macht uns das Schwert die Völker unterthan,
„So lockt die Kunst, des Hofes Glanz, die Pracht
„Der heil'gen Stadt die ernsten Weisen an.
„Tausch' um die Einsamkeit, die dich umschloß,
„Ein blühend Leben ein, das dir hier lacht,
„Und laß dem finstern Perser seine Hütte."
Kalt blickt der greise Freund auf den Herrscher.
„Herr! zwischen deinem goldenen Pallast
„Und jenen Bauten, die das kühne Haupt
„Tief in die Wolken tauchen — traf mein Blick
„Auch Todtenurnen, die den lezten Rest
„Verfallner Größe in sich schließen — sah
„Im Jubel, der die prächt'ge Stadt erfüllt,
„Aus trüben Augen Thränen quellen — Herr,
„Warum zieht nicht dein mächt'ger Herrscherstab
„Dem dunkeln Verhängniß seine Grenze?
„Warum zerknikt der ewige Zerstörer
„Auch diese Pracht, die unter seiner Hand
„In farbelosen, leichten Staub sich wandelt?"
Der Herrscher tritt zurück, — sein stolzes Auge
Senkt sich verdunkelt und bebt scheu
Von seinem glüh'nden Purpur auf; der Weise
Tritt näher, fasset seine mächt'ge Hand,
Die der beherrschten Welt Gesetze gibt.
Sie zittert an des Greisen schwacher Brust,
Der Mund, gewöhnt, mit einem stolzen Wort
Das Schicksal eines Volkes zu bestimmen,
Schweigt bebend — und das große Flammenauge,
In dem der Höfling des Gebieters Wunsch
Aengstlich zu lesen sucht, weicht irrend
Dem ernsten Blick des großen Persers aus.
„Wenn diese Pracht, wie meine stille Hütte
„In Staub sich löst — wie sollte mich der Schimmer,
„Den dir ein laun'sches Glück verliehen, blenden? —
„Doch unter diesem leichtbesonnten Moder
„Strahlt dir ein Gut, frei von dem Zwang der Zeit.
„Blick' auf dich, Herr! was deine Brust belebt,
„Was scheu vor jeder dunklen Handlung zittert,
„Was bei der guten dich entzückt und hebt —
„Und wie ein stiller Genius, jeden Schritt
„Bestimmt, gehört nicht der Verwesung an.
„Die Götter leiten dich! Mich, Herrscher, ruft
„Aus dieser Pracht derselbe Gott zurück."
Er gieng — mit scheuem Blick und bebend sah
Die wankende Gestalt der Kaiser schwinden. —
Wie das Verhängniß immer furchtbar nah
Und dennoch ungesehen um uns schreitet,
Fühlt stets der Herrscher jenes Alten Nähe.
Es schwand die Pracht an seinem üpp'gen Hof.
Und sinnend saß der Kaiser im Pallast,
Nach Völkerseegen strebt sein tiefer Geist,
Sein blut'ges Schwert liegt rastend in der Halle.
Er sank, beweint von einem stolzen Volke,
Und segnend nennt die Nachwelt ihn den Weisen.

Aphorismen.

Schon der Versuch einer guten That ist eine gute That.

Wohlthaten sind der einzige Schatz, der immer mehr zunimmt, je mehr man von demselben ausgiebt.

Schweigen an rechter Stelle beurkundet gute Erziehung, Bescheidenheit Verstand, Wahrheitsliebe ein frommes Gemüth. —

Charade.

Gränzenlos, nie endend, nie begonnen,
Prangt das Erste in der Zeiten Sturm.
Das Atom umarmt es, wie die Sonnen,
Es umarmt den Engel, wie den Wurm.
Was ich dir im Zweiten nennen werde,
Ist des Lebens größter Zauberbann;
Völker zwingt es für die Herrn der Erde,
Ueber Wunsch und Willen hat's der Mann.
Aber in verklärtem Sternenglanze,
Emsig lauschend auf des Rufes Ton,
Steht als heil'ge Dienerin das Ganze
Neben Gottes lichtgeschmücktem Thron.

Auflößung des Räthsels in Nro. 6: Die Zeit.

Redigirt durch eine Gesellschaft Freunde der Literatur.
Druck und Verlag von F. J. Rost in Zweibrücken.



Nro. 8. Sonntag den 24. Februar 1833.

Die Sängerin.

(Fortsetzung.)

Ich war beinahe bewußtlos in jenen Augenblicken, aber dennoch vergesse ich die teuflische Freude nie, die aus seinen grauen Augen blitzte, als er mich hoch aufgewachsen fand; noch immer klingt mir seine krächzende Stimme in den Ohren: „Jezt bist Du recht, mein Täubchen, jezt will ich dich einführen in die große Welt.“ Er faßte mich mit der Hand, mit der andern warf er einen Geldsack auf den Tisch; der Sack fuhr auf, ein glänzender Regen von Silber- und Goldstücken rollte auf den Boden; meine drei kleinen Geschwister und der Vater jubelten, rutschten auf dem Boden umher, und lasen die Stücke auf, — es war — mein Kaufpreis.

Schon den folgenden Tag gieng es nach Paris. Der hagere Mann (ich vermochte es nicht, ihn Onkel zu nennen) predigte mir beständig vor, welche glänzende Rolle ich in seinen Salons spielen werde. Ich konnte mich nicht freuen, eine Angst, eine unerklärliche Bangigkeit waren an die Stelle meiner Freude, meines Glückes getreten. Vor einem großen, erleuchteten Hause hielt der Wagen; wir waren in Paris. Zehn bis zwölf schöne, allerliebste Mädchen hüpften die breiten Treppen herab uns entgegen. Sie herzten und küßten mich und nannten mich Schwester Giuseppa; ich fragte den Hagern: „sind dies Ihre Töchter, mein Herr?“ „Oui, mes bonnes enfantes,“ rief er lachend, und die Mädchen und die zahlreiche Dienerschaft stimmten ein mit einem rohen, schallenden Gelächter.

Schöne Kleider, prachtvolle Zimmer zerstreuten mich. Ich wurde am folgenden Abend herrlich gekleidet; man führte mich in den Salon. Die zwölf Mädchen saßen im schönsten Putz an Spieltischen, auf Kanapees, am Flügel. Sie unterhielten sich mit jungen und älteren Herren sehr lebhaft. Als ich eintrat, brachen Alle auf, giengen mir entgegen und betrachteten mich. Der Herr des Hauses führte mich zum Flügel, ich mußte singen; allgemeiner Beifall wurde mir zu Theil. Man zog mich ins Gespräch, meine ungebildeten, halb italienischen Ausdrücke galten für Naivität; man bewunderte mich, ich erröthe heute noch, mit welchen Worten man mir dieses sagte. So gieng es mehrere Tage herrlich und in Freuden. Ich lebte ungenirt, ich hätte zufrieden leben können, wenn ich mich nicht höchst unbehaglich, beinahe banglich in diesem Hause, in dieser Gesellschaft gefühlt hätte; in meiner naiven Unschuld glaubte ich, so sei nun einmal die große Welt, und man müsse sich in ihre Sitten fügen. Eines fiel mir jedoch auf, als ich an einem Abende zufällig an der Treppe vorbeigieng, sah ich, daß die Herren, die uns besuchten, dem Portier Geld gaben, dafür blaue oder rothe Karten bekamen und solche einem Bedienten vor dem Salon wieder übergaben. Ein junger Stutzer, der an mir vorüberkam, wies mir mit zärtlichen Blicken eine dieser Karten; ich weiß heute noch nicht, warum ich darüber erröthetet Aber hören Sie weiter, was sich bald zutrug.

Sehen Sie, lieber Doktor, hier habe ich ein kleines, unscheinbares Papier. Diesem bin ich meine Rettung schuldig. Ich fand es eines Morgens unter den Brödchen meines Frühstücks; ich weiß nicht, von welcher gütigen Hand es kam, aber möge der Himmel das Herz belohnen, das sich meiner erbarmte. Es lautet;

Mademoiselle!

Das Haus, welches Sie bewohnen, ist ein Freudenhaus; die Damen, die Sie um sich sehen, sind Freudenmädchen; sollten wir uns in Giuseppa geirrt haben? wird sie einen kurzen Schimmer von Glück mit langer Reue erkaufen wollen?

Es war ein schreckliches Licht, es drohte mich völlig zu blenden, denn es zerriß beinahe zu plötzlich meinen unschuldigen Kindersinn und den Traum von einer unbesorgten glücklichen Lage. Was war zu thun? Ich hatte in meinem Leben noch nicht gelernt, Entschlüsse zu fassen. Der Mann, dem dieses Haus gehörte, war mir ein fürchterlicher Zauberer, der jeden meiner Gedanken lesen könne, der jezt schon darum wisse, was ich erfahren. Und dennoch wollte ich lieber sterben, als noch einen Augenblick hier verweilen. — Ich hatte ein Mädchen gerade über von

unserer Wohnung zuweilen italienisch sprechen hören; ich kannte sie nicht, — aber kannte ich denn sonst Jemand in dieser ungeheuren Stadt? Diese vaterländischen Klänge erweckten Zutrauen in mir; zu ihr wollte ich flüchten, ich wollte sie auf den Knien anflehen, mich zu retten.

Es war sieben Uhr frühe; ich war meiner ländlichen Gewohnheit getreu geblieben, stand immer früh auf, und pflegte gleich nachher zu frühstücken, und dies rettete mich. Um diese Zeit schliefen noch Alle, sogar ein großer Theil der Domestiken. Nur der Portier war zu fürchten. Doch konnte er denken, daß Jemand aus diesem Tempel der Herrlichkeit entfliehen werde? Ich wagte es; ich warf mein schwarzes, unscheinbares Mäntelchen um mich, eilte die Treppe hinab; meine Knie schwankten, als ich an der Loge des Portier vorbeiging; er bemerkte mich nicht; drei Schritte, und ich war frei.

Rechts über die Straße hinüber wohnte das italienische Mädchen. Ich sprang über die breite Straße; ich pochte am Haus, ein Diener öffnete. Ich fragte nach der Signora mit dem schwarzen Lockenköpfchen, die italienisch spreche. Der Diener lachte und sagte, ich meine wohl die kleine Exzellenza Seraphine; „dieselbe, dieselbe," antwortete ich, „führen Sie mich geschwind zu ihr." Er schien anfangs Bedenken zu tragen, weil es noch so frühe am Tage sey, doch meine Bitten überredeten ihn. Er führte mich in den zweiten Stock in ein Zimmer, hieß mich warten und rief dann eine Zofe, der Exzellenza mich zu melden. Ich hatte mir gedacht, das hübsche italienische Mädchen werde meines Standes seyn; ich schämte mich, einer Höhern mich zu entdecken, aber man ließ mir keine Zeit, mich zu besinnen; die Zofe erschien, mich vor das Bett ihrer Gebieterin zu führen. Ja, sie war es, es war die schöne, junge Dame, die ich hatte italienisch sprechen hören. Ich stürzte vor ihr nieder und flehte sie um ihren Schutz an; ich mußte ihr meine ganze Geschichte erzählen. Sie schien gerührt und versprach mich zu retten. Sie ließ den Diener, der mich heraufgeführt hatte, kommen und legte ihm das strengste Stillschweigen auf; dann wies sie mir ein kleines Stübchen an, dessen Fenster in den Hof giengen, gab mir zu arbeiten und zu essen, und so lebte ich mehrere Tage in Freude über meine Rettung, in Angst über meine Zukunft.

Es war das Haus des Gesandten eines kleinen deutschen Hofes, in welches ich aufgenommen war. Die Exzellenza war seine Nichte, eine geborne Italienerin, die bei ihm in Paris erzogen worden war. Sie war ein gütiges, liebenswürdiges Geschöpf, dessen Wohlthaten ich nie vergessen werde. Sie kam alle Tage zu mir und tröstete mich, sie sagte mir, daß der Gesandte durch seine Bedienten in dem Hause des argen Mannes nachgeforscht habe. Man sei sehr in Bestürzung, suche es aber zu verbergen. Die Diener drüben flüstern geheimnißvoll, es habe sich eine Mamsell aus einem Fenster des zweiten Stocks in den Kanal der Seine gestürzt. Sonderbare Fügung! Mein Zimmer war ein Eckzimmer und sah mit der einen Seite nach der Straße, die andere gieng schroff hinab in einen Kanal. Ich erinnerte mich, an jenem Morgen ein Fenster dieser Seite geöffnet zu haben; wahrscheinlich war es offen geblieben, und so mochte man sich mein Verschwinden erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus der Insel.

(Dramatisches Gedicht.)

Ein vormaliger Garde-Offizier des kühnen egyptischen Heeres wird durch einen Sturm auf dem atlantischen Meere an eine Insel hingeworfen, an deren Felsenriffen das Schiff zerschmettert. Durch die Bemühungen einiger Insulaner und eines Fremden wird der alte Soldat nebst einigen seiner Begleiter gerettet. Wir theilen unsern Lesern einige Scenen aus diesem Gedichte mit.

Sechste Scene.

(Ein Greis. Der Fremde. Der Inselbewohner, Vater. Vorige.)

Greis. Nehmt meinen heißen Dank ihr guten Wesen,
Ohn' euch wär' ich der Wellen Beute!

Vater. Dem großen Gott, nicht uns, dankt euer Heil,
Er sah genädig auf das Silberhaupt,
Zu solchem Ende seid ihr nicht bestimmt.

Greis. Das wär' kein End', wie es dem Manne ziemt,
Der schon so oft den Tod ins Auge faßte,
So einer blinden Welle hingegeben,
Die warme Brust am Felsenriff zerschellt.
Ja gilt's ein Werk ins Leben hinzustellen,
Für künft'ge Jahre, bleibend für die Enkel,
Da wiegt der brave Mann die Tropfen Blut,
Den Schweiß, die Mühe, den Verlust niemals,
Und zählt nicht ängstlich seine Lebenstage;
Doch mit dem Blute will er was gewinnen.

Begleiter. Ma foi! das alte Feu'r glimmt wieder auf!

Greis. So preiß ich himmlisch einen solchen Tod:
Auf blut'gem Waffenfeld, im Siegesjubel,
Gebettet auf des Feindes Ehrenfahnen,
Die rüst'ge Brust vom Schwerterschlag durchwühlt,
In eines Waffenbruders Arm zu scheiden,
Und dann in lieber Vatererd' zu ruhn.
Daß einst der Greis die aufgeblühten Enkel
Zu dem bemoosten Steine führe: Kinder
Hier fiel ein Krieger für sein Vaterland,
Daß einst die kräft'ge Jugend, wenn Gefahr
Sich naht dem vaterländ'schen Heerd,

An diesem Stein, dem heiligsten Altar,
Sich fester an das Vaterland anschwört.
Das lüftet jede wackre Kriegerbrust,
Für's Vaterland ein Tod ist Heldenlust!

Fremder. Ihr scheint vertrauter mit dem Leben Freund,
Als ich es dachte.

Greis. Ich habs gekostet wie
Der Himmel es dem Mann zu geben pflegt,
Gewürzt mit manchem herben Kampf — doch ward
Die holde Freude auch mir nicht versagt.
Der Liebe Glück, der Freundschaft heißer Trieb,
Das Alles lag so reich in meiner Brust.
Doch, Herr, der Jugend Blüthenzeit verschwindet,
Mit ihr das leichte Spiel des jungen Lebens,
Die holden Farben löschen — nur der Ernst
Bleibt bis zum Grab dem Leben aufgeprägt.
Und, o wie himmlisch in der welken Zeit,
Wo schon das Blut gerinnt — das Auge löscht,
Auf eine Thatenreihe hinzublicken,
Die wie ein heilig großes Monument
Dem Greise die Vergangenheit noch schmücken.
Und fallen auch die Tage rasch zum Grabe,
Jung bleibt das Herz, ist die Erinnerung
Noch grün. — Mehr als der Liebe Freuden, als
Des holden Friedens schönes stilles Glück,
Galt mir die Glut hier in dem raschen Herzen.
Mich zog's gewaltsam in den Sturm hinaus.
Noch seh ich meines Feldherrn Auge flammen,
Hör' noch den Ton, der einst die Welt erschüttert.
Seh' noch die Heere, die sein Arm zersplittert.
O Herr! das schnürt die alte Brust zusammen!
Gebt mir ein Leben von den schönsten Freuden,
Von Glück und Liebe hold und rein durchwebt,
Nicht einen Augenblick aus jener Zeit,
Nicht einen Strahl aus seinem Feuerauge,
Das die Erinnerung so treulich mir bewahrt,
Geb' ich euch für das Alles hin!

Begleiter. Ma foi! das wärmt die Brust, Herr Capitaine!
Ein guter Klang aus abgeschiedenen Zeiten —
So sah ich in Egyptens Blutgefilden
Euch eure Haufen in das Feuer werfen!

Der Fremde. (heftig.) Wie alter Mann, ihr habt?

Greis. (hitzig. Mit ihm um jenen Lorbeer dort gerungen,
Der unverwelklich seinen Thaten blüht! —
Noch hör ich der Karthaunen süßen Gruß,
Dem sich die aufgethürmten Säulen beugten,
Seh meiner Krieger brave Schwerter leuchten.
Und meines Feldherrn Heldenbild voran:
„Vor diesen grauen tausendjähr'gen Steinen
„Wird einst die Nachwelt eure Namen nennen!"
Er donnert's in die Reih'n — die Schaaren rennen
Gewöhnt zum Sieg, wo seine Blicke flammen,
Das tapfere Heer des wackern Feinds zusammen.
(Pause.) Doch
Verzeiht mir, wackre Männer — ein Moment
Erinnerung aus Sonnenjahren träuft,
Ein linder Balsam auf das wunde Herz.
Das Alles — Alles — ist vorbei — — —
Doch ach — ihr könnt mich nicht verstehn —

Fremder. (dumpf.) Kennst du den Boden, grauer Mann, der dich
Jezt trägt? — — —

Greis. Die Frage ist mir dunkel, Freund!
Doch zuckt so krampfhaft deine starke Hand,
Die Augen leuchten blitzend durch die Wimper?
Ich kann dich nicht verstehn!

Fremder. Du wirst es, grauer Krieger —
(er wirft seinen Mantel von sich.)

Greis. Ha! was seh ich? —
Die Farben meines Vaterland's — die Farben
Meines Feldherrn! Ha!

Fremder. Sei stark wie in den Zeiten deiner Blüte
(er zieht ihn mit sich fort.)

Siebente Scene.

Ein Hügel — der Mond senkt ein schwaches Licht auf die Umgegend — Ein Offizier steht mit gesenktem Haupte neben dem Hügel. — Pause.

Der Greis. Der Fremde erscheinen im Hintergrund.

Offizier. Warum ward dir auf blut'gem Waffenfeld
Kein Hufen Erde für die stille Wohnung.
Im fremden Felsengrab schläfst dein Gebein!
Fern von sich drängt Europa deine Asche!
Doch ewig wie dies staare Steingebild
Das diese Insel in dem Meere hält,
Bleibt auch dein Nam', der heut die Erd' erfüllt,
Und dringt bis zu der fernsten Welt.

Chor (im Hintergrund). Der Donner schweigt, der seine Bahn erfüllte,
Hier rauschet ihm kein Siegesjubel nach,
Ob auch die Erde sein Gebein umhüllte,
Sein Heldenstahl grub sich so manchen Tag,
In die Jahrhunderte mit Flammenzügen.
Die keine Zeit verwischt in ihrem Flug,
Und jubelnd nennt die Nachwelt einst die Siegen,
Die er so glänzend durch die Welt hin trug!
Drum mag der Staub im Grabe hier zerfallen,
Sein Name lodert in des Ruhmes Hallen.

(Der Mond wirft sein volles Licht auf den Hügel. — Der Greis von dem Fremden vorgedrängt nähert sich. — Pause.)

Greis. Bertrand!

(Der Schatten Napoleons steigt in diesem Augenblick, umwunden mit der Lorbeerkrone, in der Hand einen Oelzweig haltend, auf, die Geschichte ihm zur Seite hält eine Flammentafel, worauf seine Siege gezeichnet sind.)

Was ist Religion?

Sprecht die Antwort betend aus: der Glaube an Gott; denn sie ist nicht nur der Sinn für das Ueberirdische und Heilige, und der Glaube ans Unsichtbare, sondern auch die Ahnung dessen, ohne welchen kein Reich des Ueberirdischen, kurz kein zweites Univer'um möglich wäre. Tilgt Gott aus der Brust, so ist alles, was über und hinter der Erde liegt, nur eine wiederholende Vergrößerung desselben.

Wann die Frage geschieht: was meinst du mit dem Laute Gott, so lasse ich einen alten Deutschen, Sebastian Frank, antworten: „Gott ist ein unaussprechlicher Seufzer, im Grunde der Seele gelegen." Da aber das Unaussprechliche in jeder Seele wohnt, so ist es auch jeder fremden zu bedeuten durch Worte.

Ohne Gott ist das Ich einsam durch die Ewigkeiten hindurch; hat es aber seinen Geist, so ist es wärmer, inniger, fester vereinigt, als durch Freundschaft und Liebe. Ich bin dann nicht mehr mit meinem Ich allein. Sein Urfreund, der Unendliche, den es erkennt, verläßt es so wenig, als das Ich sich selbst, und mitten im unreinen oder leeren Gewühle der Kleinigkeiten und der Sünden, auf dem Marktplatze und Schlachtfelde, steht der Allerhöchste und Allerheiligste wie eine verborgene Sonne in meiner Seele. Was ich thue oder leide, ist kein Opfer für ihn, so wenig als ich mir selbst eins bringen kann. Wenn mein Urfreund etwas von mir verlangt, so glänzt mir Himmel und Erde, und ich bin selig, wie er. Wenn er verweigert, so ist Sturm auf dem Meere, aber es ist mit Regenbogen überdeckt, und ich kenne wohl die gute Sonne darüber.

Alles Irdische verklärt und sonnet sich in dem Gedanken an ihn; nur ein Irdisches bleibt finster übrig, die Sünde.

Sobald es aber kein Irrthum ist, dies Alles zu denken, wie wirst du, o Gott, denen, die das vieltönige Leben überwanden, erst in der eintönigen stummen Stunde des Sterbens erschienen sein, da, wo Welt nach Welt, Mensch nach Mensch hinschwand, und nichts blieb nach dem Sterblich-Unsterblichen, als der Ewige? — Wer Gott in die dunkelste Nacht hineinbringt, kann nicht erfahren, was Sterben ist, weil er auf den ewigen Stern im Abgrunde blickt. —

Lykas.

Der Schlachtruf brüllt
Von Marathons Gefild,
Es kämpfen Xerxes Myriaden
In heißem Streit um Hellas Staaten.
Und immer neue, immer frische Schaaren
Führt stolz der Feldherr der Barbaren
Auf blutgedüngter Bahn,
Zum Kampf und Sieg heran.
Doch still und ernst, in dichtgedrängten Reihen,
Dem schönen Tod für Hellas sich zu weihen,
Führt der Athener seine Schaar zum Streit,
Zum Sieg und Tod fürs Vaterland bereit.
Und in des Jünglings, in des Greisen Brust
Flammt gleiche Freiheits-, gleiche Kampfeslust.
Kein Gold, kein Zwang treibt sie zum Schwerte,
Denn ihrem Glauben gilt es, ihrem Heerde,
Und ihre Zeichen fliegen, ihre Fahnen,
Sie streiten, Söhne ruhmgekrönter Ahnen,
Und brechen siegend in die Reih'n
Von Xerxes Myriaden ein.
Ihr Schwert würgt in den feigen Schaaren
Des übermüthigen Barbaren.
Und Hellas Siegesfahnen weh'n
Von seiner Feinde Leichenhöh'n.
Die Heere jubeln, Paneonen klingen,
Und seiner Vaterstadt die Kund' zu bringen,
Was von der Söhne Arm gescheh'n,
Stürzt Lykas, bleich und blutend nach Athen,
Das Herzblut strömt schon aus des Helden Wunden,
Er kündet laut: wir haben überwunden!
Stürzt bleich und blaß auf sein Schild dahin,
Und sieht sein Leben lächelnd flieh'n.

Charade.

Wenn Frühlingswonne, neu geboren,
Des Herzens tiefsten Sinn entzückt,
Steh' ich vom Wechseltanz der Horen
Als Blumenkönigin geschmückt.
Und schöne Mädchen winden mich zu Kränzen,
Als Schmuck auf ihrer Locken Gold zu glänzen.

Wird vorgesetzt das lezte Zeichen,
Als Götterknaben schaust du mich.
Zeus muß sich meinem Willen beugen,
Ich quäle, ich beglücke dich;
Aus meinen Händen fällen dir die Loose,
Doch ohne Dornen reich' ich keine Rose.

Auflößung des Räthsels in Nro. 7: Allmacht.

Redigirt durch eine Gesellschaft Freunde der Literatur, unter Verantwortlichkeit des Verlegers F. J. Rost.

Polyhymnia.





Blätter zur Erheiterung und Belehrung.

Nro. 9. **Sonntag den 3. Mærz** **1833.**

Die Sängerin.

(Fortsetzung.)

Signora Seraphina sollte um diese Zeit nach Italien zurückkehren, sie war so gütig, mich mitzunehmen. Ja, sie that noch mehr für mich, sie bewog ihre Eltern in Piacenza, daß sie mich wie ihr Kind in ihr Haus aufnahmen; sie ließ mein Talent ausbilden, ihr habe ich Freiheit, Leben, Kunst, o! vielleicht mehr, als ich weiß, zu danken. In Piacenza lernte ich den Kapellmeister Boloni, der übrigens kein Italiener ist, kennen; er schien mich zu lieben, aber er sagte mir es nicht. Ich nahm bald nachher den Ruf an das hiesige Theater an. Man schätzte mich hier, man hat mir sonst wohlgewollt, mein Leben und mein Ruf war unsträflich, ach, ich habe in dieser langen Zeit nie einen Mann bei mir gesehen, als — ich kann Ihnen dieses schöne Verhältniß ohne Erröthen gestehen, — als Boloni, der mir bald hieher nachgereist war. Sie haben mein Leben jezt gehört; sagen Sie mir, habe ich Etwas gethan, um so bittere Strafe zu verdienen? Habe ich so Entsetzliches verschuldet?

Als die Sängerin geendet hatte, ergriff der Medizinalrath lebhaft ihre Hand. „Ich wünsche mir Glück," sagte er, „den wenigen Menschen, die Sie auf ihrem Lebensweg gefunden haben, beitreten zu können. Meine Kräfte sind zwar zu schwach, um für Sie thun zu können, was die treffliche kleine Excellenza für Sie that, aber ich will suchen, Ihr trauriges Geschick entwirren zu helfen, ich will den Brausewind, Ihren Freund, zu versöhnen suchen. Aber sagen Sie mir nur, was ist denn Herr Boloni eigentlich für ein Landsmann?" „Da fragen Sie mich zu viel," erwiederte sie ausweichend; ich weiß nur, daß er ein Deutscher von Geburt ist und, wenn ich nicht irre, wegen Familienverhältnissen vor mehreren Jahren sein Vaterland verließ. Er hielt sich in England und Italien auf, und kam vor etwa drei Vierteljahren hierher."

„So, so? aber warum haben Sie ihm das, was Sie mir erzählen, nicht schon früher selbst gesagt?"

Giuseppa erröthete bei dieser Frage; sie schlug die Augen nieder, und antwortete: „Sie sind mein Arzt, mein väterlicher Freund, es ist mir, wenn ich zu Ihnen spreche, als spräche ich als Kind zu meinem Vater. — Aber konnte ich denn dem jungen Mann von diesen Dingen erzählen? Und ich kenne ja seine schreckliche Eifersucht, seinen leichtgereizten Argwohn, ich habe es nie über mich vermocht, ihm zu sagen, welchen Schlingen ich entflohen war."

„Ich ehre, ich bewundere Ihr Gefühl, Sie sind ein gutes Kind; glauben Sie mir, es thut einem alten Manne wohl, auf solche decente Gefühle aus der alten Zeit zu stoßen; denn heut zu Tag gilt es für guten Ton, sich über dergleichen wegzusetzen. Aber noch haben Sie mir nicht Alles erzählt; der Abend auf der Redoute, jene schreckliche Nacht? —"

„Es ist wahr, ich muß Ihnen noch weiter sagen. Ich habe, so oft ich im Stillen über meine Rettung nachdachte, die Vorsehung gepriesen, daß man in jenem Hause glaubte, ich habe mich selbst getödtet, denn es war mir nur zu gewiß, daß, wenn jener Schreckliche nur die entfernteste Ahnung von meinem Leben habe, er kommen werde, sein Opfer zurück zu holen oder es zu verderben; denn er mochte manches Fünffrankenstück für mich bezahlt haben. Deßwegen habe ich, so lange ich in Piacenza war, manches schöne Anerbieten fürs Theater abgelehnt, weil ich mich scheute, öffentlich aufzutreten. Als ich aber etwa anderthalb Jahre dort war, brachte mir eines Morgens Seraphina ein Pariser Zeitungsblatt, worin der Tod des Chevalier de Planto angezeigt war."

„Chevalier de Planto?" unterbrach sie der Arzt; „hieß so jener Mann, der Sie aus dem Hause Ihres Stiefvaters führte?"

„So hieß er; ich war voll Freude, meine lezte Furcht war verschwunden, und es stand Nichts mehr im Wege, meinen Wohlthätern nicht mehr beschwerlich zu fallen. Schon einige Wochen nachher kam ich nach B. Ich ging vorgestern auf die Redoute, und ich will Ihnen nur gestehen, daß ich recht freudig gestimmt war. Boloni durfte nicht wissen, in welchem Kostüm ich erscheinen würde, ich

wollte ihn necken und dann überraschen. Auf einmal, wie ich allein durch den Saal gehe, flüstert eine Stimme in mein Ohr: „Schepperl, was macht dein Onkel?" Ich war wie niedergedonnert, diesen Namen hatte ich nicht mehr gehört, seit ich den Händen jenes Fürchterlichen entgangen war; mein Onkel! ich hatte ja keinen, und nur einer hatte gelebt, der sich vor der Welt dafür ausgab, der Chevalier de Planto. Ich hatte kaum so viel Fassung zu erwiedern: Du irrst dich, Maske! Ich wollte hinwegeilen, mich unter dem Gewühl der Menge verbergen, aber die Maske schob ihren Arm in den meinigen und hielt mich fest. „Schepperl!" sprach der Unbekannte, „ich rathe Dir, ruhig neben mir herzugehen, sonst werde ich den Leuten erzählen, in welcher Gesellschaft Du dich früher umhergetrieben." Ich war vernichtet, es wurde Nacht in meiner Seele, nur ein Gedanke war in mir lebhaft, die Furcht vor der Schande. Was könnte ich armes, hülfloses Mädchen machen, wenn dieser Mensch, wer er auch sein mochte, solche Dinge von mir aussagte? Die Welt würde ihm geglaubt haben, und Carlo! ach, Carlo wäre nicht der Lezte gewesen, der mich verdammt hätte. Ich folgte dem Mann an meiner Seite willenlos. Er flüsterte mir die schrecklichsten Dinge zu, meinen Onkel, wie er den Chevalier nannte, habe ich unglücklich gemacht, meinen Vater, meine Familie in's Verderben gestürzt. Ich konnte es nicht mehr aushalten, ich riß mich los und rief nach meinem Wagen. Als ich mich aber auf der Treppe umsah, war diese schreckliche Gestalt mir gefolgt. „Ich fahre mit dir nach Hause, Schepperl," sprach er mit schrecklichem Lachen, „ich habe noch ein paar Worte mit dir zu reden." Die Sinne vergingen mir, ich fühlte, daß ich ohnmächtig werde, ich wachte erst wieder im Wagen auf, die Maske saß neben mir. Ich stieg aus und ging auf mein Zimmer, er folgte, er fing sogleich wieder an zu reden, in der Todesangst, ich möchte verrathen werden, schickte ich Babette hinaus."

„Was willst Du hier, Elender?" rief ich voll Wuth, mich so beleidigt zu sehen. „Was kannst Du von mir Schlechtes sagen? Ohne meinen Willen kam ich in jenes Haus, ich verließ es, als ich sah, was dort meiner warte."

„Schepperl, mache keine Umstände; es gibt nur zwei Wege, dich zu retten. Entweder zahlst Du auf der Stelle zehntausend Franken, sei es in Juwelen oder Gold, oder Du folgst mir nach Paris; sonst weiß morgen die Stadt mehr von Dir, als Dir lieb ist." Ich war außer mir; „wer gibt Dir das Recht, mir solche Zumuthungen zu machen? rief ich, wohlan! sage der Stadt, was Du willst, aber auf der Stelle verlasse dieses Haus, ich rufe die Nachbarn!"

Ich hatte einige Schritte gegen das Fenster gethan, er lief mir nach, packte meinen Arm; „wer mir das Recht gibt? sprach er, dein Vater, Täubchen, dein Vater;" ein teuflisches Lachen tönte aus seinem Mund, der Schein der Kerze fiel auf ein paar graue, stechende Augen, die mir nur zu bekannt waren. In demselben Momente war mir klar, wen ich vor mir hatte, ich wußte jezt, daß sein Tod nur ein Blendwerk war, das er zu irgend einem Zweck erfunden hatte; die Verzweiflung gab mir übernatürliche Kraft, ich rang mich los, ich wollte ihm seine Maske abreissen. „Ich kenne Euch, Chevalier de Planto, rief ich, aber Ihr sollt den Gerichten Rechenschaft über mich geben müssen. „So weit sind wir noch nicht, Täubchen, sagte er, und in demselben Augenblick fühlte ich sein Eisen in meiner Brust, ich glaubte zu sterben." —

Der Doktor schauderte; es war heller Tag, und doch graute ihm, wie wenn man im Dunkeln von Gespenstern spricht. Er glaubte das heisere Lachen dieses Teufels zu hören, er glaubte hinter den Gardinen des Bettes die grauen, stechenden Augen dieses Ungeheuers glänzen zu sehen. „Sie glauben also, sagte er nach einer Weile, „daß der Chevalier nicht todt ist, daß es derselbe ist, der Sie ermorden wollte?"

„Seine Stimme, sein Auge überzeugten mich; das Tuch, das ich Ihnen gestern gab, machte es mir zur Gewißheit. Die Anfangslettern seines Namens sind dort eingezeichnet."

„Und geben Sie mir Vollmacht, für Sie zu handeln? darf ich Alles, was Sie mir sagten, selbst vor Gericht angeben?"

„Ich habe keine Wahl. Alles! Aber nicht wahr, Doktor, Sie gehen zu Boloni und sagen ihm, was ich Ihnen sagte? Er wird Ihnen glauben, er kannte ja auch Seraphine."

„Und darf ich nicht auch wissen," fuhr der Medicinalrath fort, „wie der Gesandte hieß, in dessen Haus Sie sich verbargen?"

„Warum nicht? es war ein Baron Martinow."

„Wie?" rief Lange in freudiger Bewegung, „der Baron Martinow? ist er nicht in ....schen Diensten?"

„Ja, kennen Sie ihn? er war Gesandter des ....schen Hofes in Paris und nachher in Petersburg."

„O dann ist es gut, sehr gut," sagte der Medizinalrath und rieb sich freudig die Hände. „Ich kenne ihn, er ist seit gestern hier; er hat mich rufen lassen, er wohnt im Hôtel de Portugal."

Eine Thräne blinkte in dem Auge der Sängerin und von frommen Empfindungen schien sie bewegt. „So mußte ein Mann," sagte sie, „den ich viele hundert Meilen entfernt glaubte, hierher kommen, um die Wahrheit meiner Erzählung zu bekräftigen! Gehen Sie zu ihm, ach, daß auch Carlo zuhören könnte, wenn er Ihnen versichert, daß ich die Wahrheit sprach."

„Er soll es, er soll mit mir, ich will es schon machen. Adieu, gutes Kind, seien Sie ganz ruhig, es muß Ihnen noch gut gehen auf Erden, und nehmen Sie die Mixtur recht fleißig, alle Stunden zwei Löffel voll!" So sprach

der Doktor und gieng. Die Sängerin aber dankte ihm durch ihre freundlichen Blicke. Sie war ruhiger und heiter, es war, als habe sie eine große Last mit ihrem Geheimniß hinweggewälzt, sie sah vertrauensvoller in die Zukunft, denn ein gütiges Geschick schien sich des armen Mädchens zu erbarmen. (Fortsetzung folgt.)

Narrenrede.

Die Narren, meine Freunde und Zuhörer, sind gar keine Narren, daß sie Narren sind! ja sie wären Narren, wenn sie keine Narren wären! Ich habe an den Narren einen ordentlichen Narren gefressen, ich kann euch also Rechenschaft geben, wie ein solcher Narr schmeckt, und ich kann euch versichern, daß ein gehörig zugerichteter Narr viel leichter zu ertragen und zu verdauen ist, als mancher Kluge. Der Staat geht auch mit Recht zärtlicher mit seinen Narren um, als mit seinen Klugen. Hat ein Narr das Glück, daß sein Verdienst anerkannt wird, und dem wahren Narren entgeht das nie, so baut man ihm ein Narrenhaus; wie viel Kluge aber laufen nicht herum, wie viel perfekt Kluge, und hat man ihnen je ein Klugenhaus gebaut? Früher hatte man Hofnarren, ist es je gehört worden, daß es Hofkluge gab? —

Der Stein des Weisen hat schon viel Leute zu Narren gemacht, aber der Narrenstein (lapis stultorum) die gebrannte Beifußkohle, heilt und lindert Schmerzen. Wie viel muß ein Kluger reden, bis man ihm glaubt, er sei klug, ein Narr aber braucht nur zu schweigen und schon glaubt man, er sei klug. Ich will viel lieber ein Narr werden, als ein Kluger, da man nur durch Schaden klug werden kann. Was gibt der Narr nicht alles vor! der Kluge hingegen gibt nach! O meine Freunde, laßt uns Narren sein, so lange wir noch klug dazu sind, es wird eine Zeit kommen, wo wir gern Narren sein würden, allein es wird zu spät sein, wir werden nicht mehr Klugheit dazu haben. Wie glücklich sind die Narren! ihnen allen gefällt ihre Kappe; fragt aber unsere Weisen, ob ihnen ihre Kappe gefällt, o nein! dem Doktor gefällt sein Hut nicht, er möchte den Professormantel, dem Geistlichen gefällt sein Käppchen nicht, er möchte die Bischofsmütze haben, dem Cardinal gefällt sein Hut auch nicht, er möchte des Pabstes dreifache Krone haben. Wer ist also klüger, die Narren oder die Klugen? Narren reden die Wahrheit, daß sie die Wahrheit reden, weil sie Narren sind, ein Kluger aber wird sich wohl hüten so ein Narr zu sein und die Wahrheit zu reden! Ein Narr macht hundert, und das ohne Katheder, ohne Vorlesung, ohne Anstellung, blos durch reine Wahrheit, durch exemplarische Narrheit; wie viel Kluge werden angestellt als Docenten und Professoren, ohne je auch nur einen Klugen zu machen!.... O meine Freunde, noch mehrere der Vorzüge besitzen die Narren vor den Klugen! seht nur einen Klugen an, wie selten findet er ein weibliches Wesen, das eine Klugin sein will, aber jeder Narr findet sogleich seine Närrin! Der Kleidernarr findet eine Kleidernärrin, der Büchernarr eine Büchernärrin, der Weibernarr eine Männernärrin, der gute Narr eine gute Närrin, ja der kleinste Narr findet noch immer sein liebes Närrchen. Es gibt eine Narrenliebe, aber keine Weisenliebe, und ist uns nicht ein Narrenseil lieber als ein kluger Strick? Laßt uns also Narren sein, meine Freunde! wenigstens an dem Tage Narren sein, an dem die Welt klug genug ist, die Narren Narren sein zu lassen — und so weiter, Amen.

Gedanken.

Rettung von Tyrannenketten!
Besserung dem Bösewicht!
Hoffnung auf dem Todtenbette!
Gnade auf dem Hochgericht!
Schiller.

Wahn und Irrthum muß vergehen,
Vor der Wahrheit hohen Glut;
Hehre Freiheit wird bestehen
Durch des Geistes Flammenmuth.
Wo die niedere Knechtschaft wohnet,
Da gedeiht die Tugend nicht,
Nur wo hehre Freiheit thronet,
Da ist Seeligkeit und Licht.
Freiheit wohn' auf allen Stätten!
Freiheit schmück' des Fürsten Thron!
Rettung von Tyrannenketten!
Tod der Knechtschaft und dem Hohn!

Wer die hohe Tugend liebet,
Und die wahre Freiheit ehrt,
Wer die reine Wahrheit übet,
Nie die hohe Eintracht stört,
Der ist gut, mit Liebe ringet
Er nach hohem Seelengut,
Groß ist stets sein Blick, er schwinget
Sich zur Freiheit Glanz mit Muth.
Recht und Wahrheit soll bestehen,
Und der Tugend Flammenlicht!
Jedes Laster rasch vergehen!
Besserung dem Bösewicht!

Kühn nach hohem Recht gerungen,
Wer des Irrthums Fessel flieht!
Zu dem Lichtglanz aufgeschwungen,
Wo die hehre Freiheit glüht!

In dem Sturme nicht verzaget!
Jeden Edlen schützet Gott!
Nicht vor Schmerz und Gram geklaget,
Wenn verhöhnet euch der Spott,
Blickt hinweg von Trauerstätten,
Wo der Gram das Herz zerreißt!
Hoffnung auf den Todtenbetten!
Zuversicht dem schwachen Geist!

Stürzt den Groll der Feindschaft nieder,
Rottet aus den niedern Spott;
Denn wir alle sind ja Brüder,
Alle sind wir gleich vor Gott.
Ringt nach Tugend stets in Freuden,
Aus der Eintracht Kelch gekos't!
Hülfe stets dem bittern Leiden,
Und dem herben Kummer Trost!
Edel sei des Menschen Streben!
Wahn verdräng' die Freiheit nicht.
Menschlichkeit krön' dieses Leben!
Gnade auf dem Hochgericht!

Miscellen.

Die Gazette de Tribunaux enthält zwei Fälle, wie man sich in Frankreich in Schuldsachen der Gerichtspersonen zu entledigen sucht. Ein Schuldner in Vilette machte den Zimmerschlüssel glühend, und steckte ihn in dem Augenblicke an die Thüre, als er den Huissier kommen sah, der dann anklopfte, und auf das Wort „Herein!" sich die Hand erbärmlich verbrannte. Der Schuldner behauptete, es wäre ein bloßes Versehen von ihm gewesen. — Furchtbarer ist aber die Selbsthülfe eines jungen Grafen von F. im Departement der Yonne, der einen Huissier, welcher ihm ein Schreiben der Gerichtsbehörde zustellen wollte, auf einen Hirsch binden, und mit 50 Jagdhunden in den Wald hetzen ließ (!). Glücklicher Weise kam der Diener der Gerechtigkeit noch mit dem Leben davon.

Der große Alexander hatte bekanntlich auch die große Thorheit, daß er für einen Gott gehalten seyn wollte; er schrieb daher einst an seine Mutter einen Brief, der mit folgenden Worten begann: Der König Alexander, ein Sohn des Jupiter Ammon, entbietet seiner Mutter Olympias seinen Gruß. Die klügere Mutter antwortete Folgendes: Ich bitte dich, mein geliebter Sohn, dich solcher Ausdrücke nicht mehr zu bedienen und mich nicht bei der Juno, deren Eifersucht dir nicht unbekannt ist, mit dem Jupiter in Verdacht zu bringen. Ihr Zorn könnte mir verderblich werden, wenn du mich fernerhin für ihre Mitbuhlerin erklärtest.

Des geschickten englischen Malers Gainsborough Bildnisse wurden wegen ihrer sprechenden Aehnlichkeit allgemein bewundert. Nur die Bildnisse der Schauspieler Garrik und Foote fand Keiner ähnlich.

Als man ihm dies zu erkennen gab, sagte er: „das ist nicht meine Schuld; solche Menschen haben Jedermanns Züge, nur nicht ihre eigenen."

In einer kleinen Provinzialstadt hatte sich eine reisende Schauspielergesellschaft eingefunden. Die Mitglieder derselben hatten aus Oeconomie ein Unterkommen in Privathäusern gesucht. Einige Schauspieler wohnten bei einem Töpfermeister, und dessen gutmüthige Frau erwies ihnen manche Gefälligkeit ohne Eigennutz.

Nach einem Aufenthalt von acht Tagen ward das Stück: Nicht mehr als sechs Schüsseln zur Darstellung angekündigt.

Kaum erfuhr dies die Töpfersfrau, so ging sie zu dem Direktor und sagte zu ihm:

Sie wissen, Herr Direktor! daß von Ihren Herrn Comödianten — verzeih mir's Gott — einige bei mir wohnen. Die Leute machen mir viel Scherrerei im Hause, und — verzeih mir's Gott — ich habe keinen rothen Heller davon. Es mag d'rum sein! Aber nun hoff' ich auch, daß Sie die sechs Schüsseln, die heute mitspielen, bei mir kaufen werden."

In Hamburg kam in einer zahlreichen Gesellschaft auch das Gespräch auf Gastfreundschaft. Ein Engländer, der lange geschwiegen hatte, nahm endlich das Wort und sagte mit sehr zuversichtlicher Miene und in einem triumphirenden Tone:

„Was die Gastfreundschaft betrifft, so geht doch kein Land über Altengland. Dort kann man für Geld alles haben, was das Herz nur verlangt."

Logogryph.

Ich diene zur Bequemlichkeit und lindre oft auch Schmerz;
Tilgt meiner Zeichen ersten zwei, dann schände ich das Herz.
Und wird auch mit den ersten zwei das dritte abgetrennt,
So zeigt sich eine Blume, die wohl jeder Nather kennt.
Doch laßt das dritte stehn und streicht dafür die letzten zwei,
Dann ist gewiß kein Mensch davon im Leben gänzlich frei.
Wird endlich auch dem letzten Wort das erste Glied entrückt,
Dann wirds an jedem Kirschenbaum zu jeder Zeit erblickt.

Auflößung der Charade in Nro. 8: Rose — Eros. (der Gott der Liebe.)

Redigirt durch eine Gesellschaft Freunde der Literatur, unter Verantwortlichkeit des Verlegers F. J. Rost.

Polyhymnia.

lätter zur rheiterung und elehrung.

Nro. 10. Sonntag den 10. Mærz 1833.

Die Sängerin.

(Fortsetzung.)

Der Baron Martinow, dem Lange früher einmal einen wichtigen Dienst zu leisten Gelegenheit gehabt hatte, nahm ihn freundlich auf, und gab ihm über die Sängerin Bianetti die genügendsten Aufschlüsse. Er bestätigte nicht nur beinahe wörtlich ihre Erzählung, sondern er brach auch in die lautesten Lobeserhebungen ihres Charakters aus; ja er versprach, wohiner in dieser Stadt kommen würde, überall zu ihren Gunsten zu sprechen und die Gerüchte zu widerlegen, die über sie im Umlauf waren. Er hat auch Wort gehalten, denn hauptsächlich seinem Ansehen und der edelmüthigen Art, womit er sich der Italienerin annahm, schrieben es ihre Freunde zu, daß die Gesinnungen des Publikums über sie in wenigen Tagen wie durch einen Zauberschlag sich änderten. Der Medizinalrath Lange aber stieg an jenem Tage, als er vom Gesandten kam, aus der Bel-Etage des Hôtel de Portugal noch einige Treppen höher, in die Mansarden; in Nro. 54 sollte der Kapellmeister wohnen. Er stand vor der Thüre still, um Athem zu schöpfen, denn die steilen Treppen hatten ihn angegriffen. Sonderbare Töne drangen aus dieser Thüre in sein Ohr. Es schien ein schwer Kranker darin zu seyn, denn er vernahm ein tiefes Stöhnen und Seufzen, das aus der tiefsten Brust aufzusteigen schien. Dann klangen wieder schreckliche französische und italienische Flüche dazwischen, wie wenn Ungeduld dem Jammer Luft machen will, und ein heiseres Lachen der Verzweiflung bildete wieder den Uebergang zu jenen tiefen Seufzern. Der Medicinalrath schauderte. Habe ich doch schon neulich etwas weniges Wahnsinn an dem Maestro verspürt, dachte er, sollte er vollends übergeschnappt seyn, oder ist er krank geworden aus Schmerz? Er hatte schon den Finger gekrümmt, um anzuklopfen, als sein Blick noch einmal auf die Nummer der Thüre fiel; es war 53. Wie hatte er sich doch so täuschen können; fast wäre er zu einem ganz fremden Menschen eingetreten. Unwillig über sich selbst ging er eine Thür weiter; hier war 54; hier lautete es auch ganz anders. Eine tiefe schöne Männerstimme sang ein Lied, begleitet von dem Pianoforte; der Medicinalrath trat ein, es war jener junge Mann, den er gestern bei der Sängerin gesehen.

Im Zimmer lagen Notenblätter, Guitarre, Violinen, Saiten und anderer Musikbedarf umher, und mitten unter diesen Trümmern stand der Kapellmeister in einem weiten, schwarzen Schlafrock, eine rothe Mütze auf dem Kopf und eine Notenrolle in der Hand; der Doktor hat nachher gestanden, es sey ihm bei seinem Anblick Marius auf den Trümmern von Karthago eingefallen.]

Der junge Mann schien sich seiner von gestern zu erinnern und empfing ihn beinahe finster; doch war er so artig, einen Stoß Notenblätter mit einem Ruck von einem Sessel auf den Boden zu werfen, um seinem Besuch Platz anzubieten; er selbst stieg mit großen Schritten im Zimmer umher und sein fliegender Schlafrock nahm geschickt den Staub von Tischen und Büchern.

Er ließ den Medizinalrath nicht zum Wort gelangen, er überschrie ihn. »Sie kommen von ihr?« rief er. »Schämen sich ihre grauen Haare nicht, der Kuppler eines solchen Weibes zu werden? Ich will Nichts mehr hören; ich habe mein Glück zu Grabe getragen, Sie sehen, ich traure um meine Seligkeit; ich habe meinen schwarzen Schlafrock an, schon dieß sollte Ihnen, wenn sie sich entfernt auf Psychologie verstehen, ein Zeichen seyn, daß ich jene Person für mich als gestorben ansehe. O Giuseppe, Giuseppe!«

„Werthester Herr Kapellmeister," unterbrach ihn der Doktor, „so hören Sie mich nur an. —"

„Hören? was wissen Sie von hören? Lauschen Sie, wenn Sie von hören sprechen; ich will prüfen, ob Du Gehör hast, Alter! Siehe, das ist das Weib," fuhr er fort, indem er den Flügel aufriß und Einiges spielte, das übrigens dem Doktor, der kein großer Musikkenner war, vorkam wie andere Musik auch; „hören Sie dieses Weiche, Schmelzende, Anschmiegende? Aber bemerken Sie nicht in diesen Uebergängen das unzuverläßige, flüchtige, charakterlose Wesen dieser Geschöpfe? Aber hören Sie weiter,"

sprach er mit erhobener Stimme und glänzendem Auge, indem er die weiten Aermel des Trauerschlafrockes zurückschüttelte, „wo Männer wirken, ist Kraft und Wahrheit; hier kann nichts Unreines aufkommen, es sind heilige, göttliche Laute!“ Er hämmerte mit großer Macht auf den Tasten umher, aber dem Doktor wollte es wieder bedünken, als sey dies nur ganz gewöhnliche Musik.

„Sie haben da eine sonderbare Charakteristik der Menschen,“ sagte er, „da wir doch einmal so weit sind, dürfte ich Sie nicht bitten, Verehrter! daß Sie mir doch einmal einen Medizinalrath auf dem Klavier vorstellten?“

Der Musiker sah ihn verächtlich an; „wie magst Du nur mit einem schlechten, quickenden Eis hereinfahren, wenn ich den herrlichen, strahlenwerfenden Akkord anschlage!“

Die Antwort des Doktors wurde durch ein Klopfen an der Thüre unterbrochen; eine kleine verwachsene Figur trat herein, machte eine Reverenz und sprach: „der kranke Herr auf Nro. 53 läßt den Herrn Kapellmeister höflichst ersuchen, doch nicht so gar erschrecklich zu handthieren und zu haselieren, was maßen derselbe von gar schwacher Konstitution und dem zeitlichen Hinscheiden nahe ist.“

„Ich lasse dem Herrn meinen gehorsamsten Respekt vermelden,“ erwiederte der junge Mann, „und meinetwegen könne er abfahren, wann es ihm gefällt. Es graut mir ohne dieß alle Nacht vor seinem Jammern und Stöhnen, und das Gräulichste sind mir seine gottlosen Flüche und sein tolles Lachen. Meint vielleicht der Franzose, er sey allein Herr im Hôtel de Portugal? Genirt er mich, so geniere ich ihn wieder.“

„Aber verzeihen Euer Hochedelgeboren,“ sagte der verwachsene Mensch, „er treibt's nicht mehr lange, wollten Sie ihm nicht die letzten Augenblicke —“

„Ist er so gar krank, der Herr?“ fragte der Medizinalrath theilnehmend, „was fehlt ihm? wer behandelt ihn? wer ist er?“

„Wer er ist, weiß ich gerade nicht; ich bin der Lohnlaquai; ich denke, er nennt sich Lorier und ist aus Frankreich; vorgestern war er noch wohl auf, aber etwas melancholisch, denn er ging gar nicht aus, hatte auch keine Lust, die Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu sehen, aber am andern Morgen fand ich ihn schwer krank im Bette; es scheint, er hat in der Nacht einen Schlaganfall bekommen. Aber um alle Welt will er keinen Arzt. Er flucht gräßlich, wenn ich frage, ob ich einen zu ihm führen solle. Er pflegt und verbindet sich selbst; ich glaube, er hat auch eine alte Schußwunde aus dem Krieg, die jetzt wieder aufgegangen ist.“

Man hörte in diesem Augenblicke den Kranken neben an mit heiserer Stimme rufen und einige Verwünschungen ausstoßen. Der Lohnlaquai schlug drei Kreuze und flog hinüber.

Der Doktor versuchte noch einmal, ob seine Reden bei dem verstockten Liebhaber keinen Eingang fanden, und wirklich schien es diesmal zu gelingen. Er hatte eine Partitur in die Hand genommen, aus welcher er mit leiser Stimme vor sich hinsang; der Doktor benützte die ruhigere Stimmung und fing an, ihm das Leben der Sängerin zu erzählen. Anfangs schien der Kapellmeister nicht darauf zu achten; er las emsig in seiner Partitur und that, als sey außer ihm Niemand im Zimmer; nach und nach wurde er aufmerksamer, er hörte auf zu singen; bald hob sich zuweilen sein Auge über die Partitur und streifte glühend des Doktors Gesicht, dann ließ er das Notenheft sinken, und sah den Erzähler fest an; sein Interesse schien mehr und mehr zu wachsen, seine Augen glänzten, er rückte näher, er faßte den Arm des Mediziners, und als dieser seine Erzählung schloß, sprang er in großer Bewegung auf, und rannte im Zimmer auf und nieder. „Ja,“ rief er, „es liegt Wahrheit darin, ein Schein von Wahrheit, eine Wahrscheinlichkeit; es ist möglich, es könnte etwa so gewesen seyn; Teufel! könnte es nicht auch eine Lüge seyn?“

„Das heißt, man glaube ich, decrescendo in Ihrer werthen Kunst, Herr Kapellmeister; aber warum denn bei dieser Sache so von der Wahrheit bis zur Lüge herabsteigen? Wenn ich Ihnen nun einen Bürgen für die Wahrheit stellte? Maestro, wie dann?“

Boloni blieb sinnend vor ihm stehen: „Ha! wer dieses könnte, Medizinalrath, in Gold wollte ich Dich fassen, schon dieser Gedanke verdient, groß und königlich belohnt zu werden. Ja! wer mir Bürge wäre! — Es ist Alles so finster — verworrene Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Gestirn!“

„Werthgeschätzter Freund,“ unterbrach ihn der Doktor; „ich ertappe Sie hier auf einer Reminiscenz aus Schillers Räubern, so in der Cotta'schen Taschenausgabe stehet, wenn ich mich recht erinnere. Demungeachtet weiß ich einen solchen Bürgen, ein solches leitendes Gestirn.“

„Ha! wer mir einen solchen gäbe!“ rief jener; „er sey mein Freund, mein Engel, mein Gott, — ich will ihn anbeten!“

„Es ist zwar in der angeführten Stelle von einem Schwerdt die Rede, womit man der Otternbrut eine brennende Wunde versetzen will; nichts desto weniger aber will ich Sie überzeugen; jener Gesandte, der die arme Giuseppa in seinem Hause aufnahm, logirt zufällig hier im Hause auf Nro. 6; belieben Sie einen Frack anzuziehen und ein Halstuch umzuknüpfen, so werde ich Sie zu ihm hinführen; er hat mir versprochen, Sie zu überzeugen.“

„Der junge Mann drückte gerührt die Hand des

Arztes, doch auch jetzt noch konnte er ein gewisses erhabenes Pathos nicht verbergen. „Ihr wart mein guter Engel," sagte er; „wie vielen Dank bin ich für diesen Wink Euch schuldig; ich fahre nur geschwind in meinen Frack, und sogleich folg ich Euch zu dem Gesandten."

(Fortsetzung folgt.)

Treue Erfüllung eines letzten Wunsches.

Dabinsky, ein alter polnischer Soldat, aus einer vornehmen Familie in Warschau, hatte Polen, seine Frau und Tochter verlassen und war nach Frankreich emigrirt; da aber der Feldzug in Belgien begann, wollte er dort als Freiwilliger mitkämpfen, und schloß sich einem der französischen Regimenter an. Mit den Arbeiten in den Transcheen vor der Citadelle von Antwerpen beschäftigt, erhielt er eine tödliche Wunde und hatte nur noch so viel Zeit übrig, um Armand, einem jungen Fourier bei seinem Regimente, werthvolle Portraits und Papiere, die sich in seinem Tornister befanden, zu empfehlen, er ließ ihn auf sein Ehrenwort betheuern, daß er dieselben den interessirten Personen übermachen wolle, und verschied. Armand findet in einer Schachtel die erwähnten Gegenstände in demselben Augenblicke, wo die Holländer bei einem Ausfalle gegen die Arbeiter ihn zwingen, sein Vermächtniß im Stiche zu lassen, wenn er nicht in Gefangenschaft gerathen will. Was war dabei zu thun? Er verscharrt in aller Eile den Schatz des Polen unter einem ihm gerade auffallenden Stein und zieht sich mit seinen Kameraden vor den Holländern zurück.

Der Dienst, eine Sendung auf das jenseitige Scheldeufer, hindert Armand, nach demselben Ort zurückzukehren; aber kaum ist er in Frankreich mit seinem Regimente wieder angelangt, als er um Urlaub nachsucht und ihn erhält. Er kehrt darauf nach Belgien zurück, findet glücklich genug die Schachtel des Dabinsky wieder auf. Er reiset nach Warschau, um den letzten Wunsch seines Waffenbruders zu erfüllen, und übergibt endlich der Wittwe des Dabinsky das seiner Treue anvertraute kostbare Pfand. Diese Dame weiß nicht, wie sie eine solche Aufopferung belohnen soll; Gold wäre eine Beleidigung gewesen; sie gab ihm also die Hand ihrer schönen Tochter, welche der Militair schon liebte, als er ihr Bild unter den Effekten, welche er von Frankreich überbrachte, gesehen hatte. Armand war nicht sein eigner Herr; seine Dienstzeit war noch nicht abgelaufen; aber Madame Dabinsky hat beim Kriegsminister seinen Abschied ausgewirkt. — Stoff zu einem Vaudeville!

Die deutsche Jungfrau.

1.

Wem soll dies Hoch des Herzens tönen?
Der deutschen Jungfrau tön' es laut —
Dem Edelsten von allem Schönen;
Der Jungfrau, unserm Geist vertraut!
Der edeln Jungfrau, die durchdrungen
Vom reinen deutschen Hochgefühl:
Ihr sey dies Männerlied gesungen
Im Chor-Gesang zum Saitenspiel.

Der Jungfrau soll dies Hoch erschallen,
Die mit uns glüht für Ehr' und Recht;
Die mit uns haßt die Kron-Vasallen —
Und jeden eiteln Fürstenknecht.
Der Jungfrau, die zu stolz sich dünket,
Dem Schranzen je das Herz zu weihn,
Ob Staat und Höflingspracht ihr winket —
Sie soll durch uns gefeiert seyn!

Der Jungfrau, die mit uns empfindet,
Was Noth dem deutschen Vaterland;
Die sich aus Liebe nur verbindet
Mit dem, der tief ihr Herz erkannt —
Der Jungfrau, die den Deutschen ehret,
Weil er als Mann ein Deutscher ist;
Die nur ein deutsches Herz begehret
Und nicht des Mannes Schätze mißt!

Der Jungfrau, Inbegriff der Tugend,
In stiller, frommer Sittlichkeit,
Im höchsten Glanz der reifern Jugend;
Ihr sey dies volle Glas geweiht!
Sie mög' des Daseyns Werth empfinden,
Weil sie des Mannes Streben lohnt —
Den Werth, der in des Herzens Gründen,
Der Erde höchstes Kleinod, wohnt!

Sie mög sich selbst das Ziel erkennen,
Das ihr, als deutsches Weib gestellt;
Mit dem für Deutschlands Heil entbrennen,
Dem sie sich liebend zugesellt!
Sie mög als Mutter, treu, die Söhne
Dem Vaterland zum Ruhm erzieh'n!
Daß kein Geschlecht der Knechtschaft fröhne,
Mög sie für Volkes-Freiheit glüh'n!

Sie mög als Weib begeistert schauen
Auf ihres deutschen Volkes Loos,
Auf Männerkraft in Noth vertrauen;
In Glaub' und Lieb', in Hoffnung groß!
Sie mög dem Sohn die Waffen reichen,
Wie sie zum Kampf den Gatten schmückt —

Und nicht bei'm Abschiedskuß erbleichen,
Wenn an sein Herz der Mann sie drückt!

Im Weibe blüht des Volkes Ehre;
Durch sie gedeiht das Kraftgeschlecht.
Der Sohn gedenkt der Mutter Lehre —
Des Worts für Wahrheit, Freiheit, Recht.
Ja, noch als Mann gedenkt der Knabe,
Was Mutterlieb' ihm eingeprägt:
Die Tugend ist des Weibes Gabe,
Auf den Altar des Volk's gelegt.

D'rum soll das Weib — die Jungfrau leben;
Die Knospe deutscher Herrlichkeit!
Ihr Hoch soll laut den Kreis durchbeben,
In Ahnung einer schönern Zeit!
Und wer den Tod im Kampfe findet,
Eh' ihm der Hoffnung Traum gewährt;
Wohl ihm: die Hand der Jungfrau — windet
Den Sargkranz um sein deutsches Schwert!

H....

M i s c e l l e n.

Die Geschichte des columbischen Freiheitskampfes wird stets die Erinnerung an den Heldenmuth einer Frau bewahren, die als ein Opfer ihres Patriotismus und der spanischen Grausamkeit fiel. Die unglückliche Donna Apolinarina Zalabarriara, besser bekannt unter dem Namen La Pola, wurde auf Befehl des spanischen Vicekönigs Zamano unter folgenden Umständen sammt ihrem Gemahl zum Tode verurtheilt. Sie stammte aus einer guten Familie in Bogota und war eben so sehr durch ihre Schönheit als andere ausgezeichnete Eigenschaften bekannt. Mit Begeisterung der Sache der Freiheit zugethan, übernahm sie die gefährliche Aufgabe, Bolivar insgeheim stets über die Stärke, Stellung und Plane seiner Feinde Nachrichten mitzutheilen. Den größten Theil ihrer wichtigen Erkundigungen zog sie von den spanischen Offizieren selbst ein, die ihre Tertulias zu besuchen pflegten, und die sie in höchst arglos scheinenden Gesprächen auszuforschen wußte, während sie Alle durch ihr Spiel auf der Guitarre und ihren Gesang, wie durch ihre geistreiche Unterhaltung zu bezaubern wußte. Alle eingezogene Nachrichten pflegte sie regelmäßig Bolivar durch einen vertrauten Boten mitzutheilen; allein eines ihrer Pakete wurde aufgefangen, und der Bote durch Furcht vor dem Tode bewogen, sie zu verrathen. Sie wurde sogleich vor ein Kriegsgericht gestellt, und sammt ihrem Gemahle verurtheilt, erschossen zu werden, obgleich gegen Letztern durchaus keine Beweise vorlagen, daß er sich der Schuld seiner Gemahlin theilhaftig gemacht. Man brachte beide zwölf Stunden vor der Hinrichtung in die Capilla, und Zamano würde kaum diese kurze Frist bewilligt haben, wäre es ihm nicht von größter Wichtigkeit gewesen, von ihr Angaben über ihre Mitschuldigen zu erhalten. Um zu diesem Ziele zu gelangen, wurde kein Mittel gespart; man ließ sie von ihrem Beichtvater mit ewiger Verdammniß bedrohen, wenn sie aus der Welt gehe, ohne Alles bekannt zu haben; man bot ihr sogar Begnadigung und Belohnungen an, wenn sie ihre Mitverschworenen angeben wollte. Sie leugnete aber fortwährend standhaft, mit irgend Jemand außer dem Boten in Einverständniß gehandelt zu haben. So wurden also beide Gatten am folgenden Tage neben einander auf Banquillos gebunden und, von Truppen umringt, zur Hinrichtung geführt. Als die Soldaten, die sie erschießen sollten, schon aufgestellt waren, bot man ihr unter den oft wiederholten Bedingungen nochmals Verzeihung an: allein sie erklärte: wenn sie Theilnehmer hätte, so würde sie es niederträchtig finden, sie zu verrathen, um ihr eigenes Leben zu retten; übrigens da Bolivar so schnell heranrückte, werde man ihre Mitverschworenen schon bei seiner Ankunft kennen lernen. Da sie bemerkte, daß ihr Gemahl, von einer augenblicklichen Todesfurcht bewegt, etwas sprechen zu wollen schien, beschwor sie ihn, wenn er sie je geliebt habe, durch seinen Tod zu beweisen, daß er ihrer Liebe würdig gewesen sey; der Tyrann Zamano werde dennoch seines Lebens nicht schonen, was für Entdeckungen er auch immer zu machen haben könnte; er möge einigen Trost darin finden, fügte sie hinzu, mit Derjenigen sterben zu können, die er geliebt habe. Die Geistlichen entfernten sich nun, und die Soldaten machten sich schußfertig. In diesem Augenblicke schien sie eine Anwandlung von Furcht zu befallen, und sie rief: „Ihr habt also den Muth, ihr Henker, eine Frau zu ermorden.“ Hierauf bedeckte sie das Gesicht mit ihrem Sayo, und als sie das Gewand aufhob, sah man auf ihrer Basquina die Worte in Gold gestickt: „Es lebe das Vaterland!“ Nun wurde vom Balkone des Vicekönigs das Zeichen gegeben, und Beide stürzten von Kugeln durchbohrt todt zur Erde.

C h a r a d e.

Mich nennen nur der Sylben zwei.
Bist Du das Erste, ist's vorbei;
Es losch der Götterfunke aus,
Der fiel in Deiner Seele Haus,
Und Du wirst nie bei Deinem Sterben
Des Nachruhms Krone Dir erwerben.

Der König auf dem Zweiten prangt,
Der müde Bettler es verlangt.
Das Ganze, als das Sachsenland
Sich angeschafft ein neu Gewand,
Behielt des alten Rockes Falten —
Ich mag ihn nicht — kannst ihn behalten!

Auflösung des Logogryph's in Nro. 9: Pflaster.

Redigirt durch eine Gesellschaft Freunde der Literatur, unter Verantwortlichkeit des Verlegers F. J. Rost.